This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

rd Rotter.

UNS. 162 c. 2

Vet. Gr. III. A 93

No. 8008

ERST AUS GABE

14/-

Aus der Zeit und dem Leben.

Aus der

Zeit und dem Leben.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
26 MAY 1954
UNIVERSITY OF OXFORD

Inhalt.

		Seite
I.	Die Königin der Nacht	1
II.	Winterphantasieen	57
III.	Zerstreute Blätter über Zeitersscheinungen	99
IV.	Italienische Fragmente	147
V.	Die Kunst, Könige zu bedienen	343
VI.	Diese Kritik gehört Bettinen	371
VII.	Rehfues	397
VIII.	Erinnerungen an Karl Seydelmann	417

I.

Die Königin der Nacht.

1.

Bleiſtift-Striche aus der Brieftaſche Eugen's von Zaſtrow,

aggregirten Seconde-Lieutenants beim Garde-Cuiraſſier-Regiment Prinzeſſin mit gelben Aufſchlägen.

Den 2. Februar.

Hübſch gemacht, das Ding! Meiner Couſine einen Dankbrief dafür ſchreiben. Will mir alles darin notiren, was den Kopf zu ſehr angreift. Parole: Prinz Eugen; (der edle Ritter) NB. der dienſtwidrige Zuſatz iſt von mir.

Den 3. Februar.

Morgengebet: Carriere! Im Café international zehn Dukaten verloren. Will nicht

mehr ſpielen. Mehrere edle Vorſätze. Knoten im Schnupftuch, damit ich mich beſinne, ein ſolider Menſch zu werden. Adalgiſe gut geſungen, dreimal applaudirt. Gute Handſchuhe kauft man: Cavalierbrücke No. 7. Parole: Landſturm. NB. ohne Witz.

Den 4. Februar.

Morgengebet: Carriere! Ich will mir alles genau aufſchreiben, damit, wenn ich einmal Feldmarſchall bin und Jemand geneigt iſt, mein Leben zu ſchildern, er Gelegenheit hat, ſich bei dieſer Gelegenheit u. ſ. w. Lange Perioden lieb' ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, ſchöne Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholtes Verbot: alles dienſtwidrige Entſtellen, Bewitzeln und Belächeln der Parole iſt verboten.

Den 5. Februar.

Sehnſucht nach Carriere. Heut die Nachtwandlerin. Lodoiska = Amina. Ob es wol

wahr iſt — ?! — ? — ? — Sr. Durchlaucht — Parole: Balken. Nämlich das hängt ſo zuſammen — doch Commentare ſind unterſagt.

Den 6. Februar.

Zunehmende Sehnſucht nach Carriere. Die Nachtwandlerin geſungen. Lodoiska göttlich. Große Wahrheit und merkwürdig viel Gefühl. Allerliebſte Toilette. Man zieht mich mit ihr auf. Als Amine über den Mühlenſteg geht, fällt ihr's Licht aus der Hand — ganz perplex geweſen. Der Erbprinz — ſchändliche Verläumdung! Parole: Kette. Nämlich für meinen künftigen Geſchichtſchreiber: Balken und Kette ſind Wappenzeichen der Prinzeſſin Braut. In drei Wochen iſt die Hochzeit des Erbprinzen.

Den 7. Februar.

Carriere! Lodoiska kennen gelernt. Ganz toll. Zu ihr hingegangen, anmelden laſſen, an-

genommen, sehr schöne Einrichtung, etwas Angst, aber alles gut gegangen. Hinter den Coulissen noch schöner als bei Lichte. Allerliebste Morgentoilette: Kaisertuch von Bronzefarbe, schlichtes Kleid, Leibchen, reiche Posamentirarbeit, langer Cachemire, Capote von Sammt: Muß in's Modenjournal. Die Unterhaltung sehr lebhaft. Sie sagte: Herr Baron von Zastrow. Ich antwortete: Gnädiges Fräulein! Das war die Einleitung. Dann setzten wir uns. Ich, oder vielmehr erst sie auf eine chaise longue, ich auf einen niedlichen fauteuil, auf Rollen, wodurch ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutschte. Darüber entspann sich folgendes Gespräch, das ich für einen künftigen Bearbeiter der allgemeinen deutschen Kriegs- und Militair-Geschichte hierher setzen werde:

Lodoiska. Sie sehen, Herr Baron, in meinem Zimmer kann man Schlitten fahren.

v. Zastrow. Ja wohl, gnädiges Fräulein,

man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis.

Lodoiska. O bitte, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgestern gesungen à merveille!

Lodoiska. O! Sie sind zu gütig, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie so gesehen. Die Löwe ein Pudel dagegen.

Lodoiska. Bitte, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Entschuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie entschuldigt — oder vielmehr ich spreche wie mir mein Schn —

Klingel. Brief, den Lodoiska mit großer Neugierde erbrach. Fast erschrak ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wol nichts, denn sie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte sie auffor-

dern zu leſen, ſie ſagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte ſie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir grade bei der Redensart: Wie mein Schnabel gewachſen iſt! abgebrochen hatten. Sie ſagte dann: Iſt es alſo ganz beſtimmt, daß der Erbprinz ſich vermählt?

v. Zaſtrow. Parolebefehl.

Lodoiska wollte etwas erwidern, warf ſich aber auf ihrer chaise longue ſo unmuthig herum, daß ich befürchtete, ſie wäre krank. Ich ſprang auf, der Roll-fauteuil flog weit hinter mir fort, ſo daß ich beim Niederſitzen ihn beinahe verfehlt hätte. Ich habe mich vorgeſtern, ſagte Lodoiska, im Theater etwas erkältet.

v. Zaſtrow. Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt ſo kalt ſind —

Lodoiska hörte nicht. Sie ſchlug ihr großes ſchwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter

Kronleuchter — überhaupt fürſtliche Einrichtung! Uebrigens merke ich erſt heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, ſtand auf, ergriff ihre Hand, küſſe ſie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, ſtraf' mich Gott, roch nach double Extrait Héliotrope, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war ſehr verwirrt, ſchwöre aber auf ihre Unſchuld und habe mich außerordentlich gut amüſirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung einige Beförderungen. Alle Gardeofficiere weißlederne Buchſen und hohe Stulpſtiefeln zum fürſtlichen Beilager. Täglich üb' ich mich, in Stulpſtiefeln zu gehen. Es iſt ſehr ſchwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgeſprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carriere gedacht. Ich habe Lodoiska vergeſſen wollen. Aber ſie iſt zum — NB. hier iſt Poeſie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich ſie beſucht habe. Bei der Paroſe allgemeine Rede davon. Dumme Wortwitze: Erbprinz und Prinzenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unſerm Chef gehabt. Ich wäre im Stande, meinen Handſchuh — Cavalierbrücke No. 7 findet man echte Pariſer von Tetot Rue de Jena No. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unſer alter Generalfeldzeugmeiſter iſt 96 Jahre alt geſtorben. Er hat ſechs Schimmel überlebt. Wir rücken alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich enrolirt, nicht mehr überzählig. 23 Jahre und 96 Jahre! O, ich kann noch Marſchall werden. Lodoiska! Nächſtens Zauberflöte.

Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abſchied nehmen. „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich leſe jetzt viel muſikaliſche Recenſionen, weil ich Lodoiska wieder beſuchen werde. Gute belletriſtiſche Blätter und Conditoreien bilden den künftigen ——— Parole: Generalfeldzeugmeiſter. Cito geſchrieben und mit Unterbrechung.

2.

Das Theatergebäude der Residenz hing mit dem Schloß zusammen und war so übergroß, daß einige Stockwerke und Seitenflügel bewohnt sein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Sängerin, im Theater selbst wohnte. Durch einige Corridore gelangte man in eine Behausung, die allerdings den imposanten Eindruck machte, der den Verfasser der obigen Tagebuchnotizen so sehr geblendet hatte. Um nicht mißverstanden zu werden, sagen wir nicht, daß die Einrichtung fürstlich war. Aber was nur Comfort und Eleganz im Bunde voraussetzen

und zaubern konnten, das alles fand ſich hier auf das geſchmackvollſte vereinigt. Teppiche, ſeidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als ſinnreich angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem ſchreienden Luxus eines Novizen in der Gunſt des Geſchicks keine Spur. Das Glänzende ordnete ſich einem zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts lauſchiger, als dies kleine Boudoir, mit dem ſauber geordneten Schreibtiſch gegen das Fenſter und zur Rechten eine Etagere, die koſtbare Moſaiken, Bronzearbeiten, zierliche Statuetten und elegante Papeterien bedeckten. Zur Rechten ein kleiner Muſikſaal, mit einem aufrecht ſtehenden Piano, in Geſtalt einer Lyra, die Fenſter hier ohne Vorhänge, die gemalten Wände ohne Tapeten, um die Reſonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Inſtruments nicht zu hindern. Und dies alles nur einzig bewohnt von Lodoiska.

Ueber den Urſprung dieſes Glanzes war nichts entſchieden. Die Stimme der Künſtlerin war einſt friſcher und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunſt, als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reiſen gemacht, von denen ſie mehr Ruhm als Glücksgüter mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit dieſem Ruhm in eine kleine Reſidenz gezogen, und erhielt ſich in ihm, da ſie klug war, ihn nicht mehr durch neue Reiſen auf die Probe zu ſtellen. Was ſie feſſelte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück ſchuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß ſie verſtanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoiska erfreuete ſich eines Rufes, der mit ihrer äußern Exiſtenz im Widerſpruch ſtand. Man fand bei ihr Künſtler, Gelehrte, ältere Beamte, die ſich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewiſſe Jugendlichkeit erhielten. Der Ver-

kehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürſt war ein alter Herr, der nie mehr ſein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoiska mehr als ihre Talente bewunderte.

Beweiſen ließ ſich nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte ſeine Jünglingszeit auf Reiſen hingebracht und ſich in der That, was ſelten iſt, auf ihnen von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wiſſenswerthen, das die fremden Zuſtände darboten, beſchäftigen laſſen. Zurückkehrend in ſeine künftigen Staaten nahm er an den Branchen der Regierung, die den meiſten perſönlichen Einfluß von obenher vorausſetzten, lebhaften Antheil, ſtand dem Kriegsweſen perſönlich vor und lebte ſeinem künftigen Berufe ſchon jetzt mit einem Ernſte, der ihn von allen rauſchenden Zerſtreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen

Freunde beſchränkt, und auch von dieſen konnte ſich Niemand rühmen, ſein gänzliches Vertrauen zu beſitzen. Den Frauen ſchien ſein Sinn abgewandt. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weiſe, die ihn immer im Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte liebenswürdig erſcheinen ließ, ohne daß man je von ihm einen Uebergang zu innigern Verhältniſſen nachweiſen konnte. Man hätte ihn trotz ſeiner angenehmen Manieren eher für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, bei dem ſchroffgezeichneten, enthaltſamen Charakter des jungen Prinzen ihm doch eine Beziehung zu Lodoiska zuzuſchreiben, gehörte ebenſo ſehr zu den Räthſeln, wie Lodoiska's „Sort" ſelbſt. Von dieſem klugen, liebenswürdigen Mädchen ging nie, auch nur die leiſeſte Spur einer dahin zielenden Andeutung aus. In ihrem künſtleriſchen Berufe lebte ſie rein nur der Aufgabe, die ſie zu löſen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin ſchweifen,

wohin die Leidenſchaft des dargeſtellten Momentes ſie verwies und wich allen Indiscretionen mit einem Talente aus, das ihrem Herzen und ihrem Verſtande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, oft eine dunkle vermummte Geſtalt geſehen würde, die die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Man wollte nur behaupten, daß der Prinz Max auf ſonderbare Art mit allen Vorkommniſſen des Theaters vertraut wäre und von der Intendanz ſelten Dinge erführe, die er nicht ſchon aus andern Quellen richtiger dargeſtellt erhalten hätte. Sahe man indeſſen wieder, wie wenig von dem jungen Fürſten dieſe wunderbare Allwiſſenheit zum Nachtheil der Künſtlerinnen, die mit Lodoiska rivaliſirten, benutzt wurde, ſo mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zuſammenhan-

ges zwiſchen beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war ſein Milchbruder, ein felſenfeſter Charakter, den Einige für ſtumm hielten, weil er ſelten oder nie ſprach.

3.

Die Nothwendigkeit, daß Prinz Max ſich endlich zu einer Heirath entſchloß, lag in der Politik. Man fand, als das Gerücht von der bevorſtehenden Vermählung des Erbprinzen mit der ſchönen und geiſtreichen Prinzeſſin eines befreundeten Hofes verlautete, zwei Dinge ſehr auffallend; einmal, daß es in der That ſchien, als wenn Prinz Max ſeine Verlobte, die Prinzeſſin Jucunde, liebte, und dann, daß Lodoiska, ſtatt darüber verſtimmt, eher heiter ſchien, wenn anders eine gewiſſe Ausgelaſſenheit, ein gemacht ſcheinender Scherz, große Sorgloſigkeit in ihren Aeußerungen, Zerſtreutheit und aufgeregtes Weſen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Max hatte seine ihm bestimmte Braut als Kind gesehen. In der gewissen Voraussetzung, eine Convenienzehe schließen zu müssen, sah er eine entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Wesen sprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein so hoch gestelltes Mädchen, sich in ihrem innersten Bedeuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, so nothwendig von den Umständen geboten, erscheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beschränktheit. Große Proben sind ihnen nicht immer möglich. So ist schon das Geschick zu preisen, wenn es ihnen gelingt, bei geringfügigen Veranlassungen, fast unmerklich, aus dem Kreise des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über sie schon abgeschlossene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, seine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um so mehr überraschten, als sie mit

harmloſer Ruhe und ohne alle Prätenſion vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt faſt überwältigt von einer Ueberraſchung, die er in den Orangeriehäuſern ſeines Schwiegervaters erlebte. Prinzeſſin Jucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der zugleich Gärtner und Blumenmaler wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft gebracht, die den Prinzen ſtaunen machte. Wenn ſchon die Männer, die jeden Stein zu benennen, jeden Grashalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorſprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abſtractionen leben, ſo mußte an einem ſo hoch geſtellten weiblichen Weſen, wie Jucunde, der Reiz, den dieſes Talent ausübte, ein doppelter geweſen ſein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Luſtſchlöſſern wie

in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicerone. Der kluge, verständige Sinn des Prinzen lauschte der anspruchslosen Ausbreitung dieser sinnigen Kenntnisse. Was ihn erst befremdete, fesselte ihn später, und von diesem Punkte aus war es denn auch, daß Jucunde, die ihm erst so interesselos erschien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer lind und bescheiden angeregte Prinzessin beherrschte ihn, ehe er's sich versah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska sein mochten, so fehlte es doch nicht an scharfer Beobachtung der Stimmung, in der sie die bevorstehenden Vorgänge bei Hofe aufnehmen würde. Zuerst wunderte man sich, sie auch in Nichts verändert zu finden. Dieselbe Ruhe, diesselbe kleine air von Protection, dieselbe sich unterordnende und ihr Innerstes mas-

kirende äußere Pflichterfüllung. Je länger aber der Prinz ausblieb, deſto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken, die ſich in der Form des Humors kundgab. Sie, die erſt dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, ſuchte jetzt ſelbſt die Munterkeit anzuſchüren. Man ſah ſie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die ſie ſonſt ſelten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemeſſen war, plötzlich degagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, ſie wäre heiſer, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und ein guter Menſchenkenner, der über ſie nach ſeiner Anſicht gefragt wurde, mochte wol Recht haben, ſich zu äußern: Sie kommt mir in ihrer plötzlichen Regſamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeſchreckter Haſt die Flamme umflattert, in der er nur zu gewiß ſeinen Tod findet.

4.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzeſſin Jucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürſtlichen Bräutigams war ſonſt an einen ſtrengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in das Intereſſe ſeines Hauſes tief eingreifenden Veranlaſſungen jedoch hielt er mit ſeinen aufgehäuften Schätzen und Koſtbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager ſeines Sohnes wurden in verſchwenderiſchen Umriſſen angelegt und das Ganze, wie dies nur zu oft geſchieht, mußte ſich mehr auf Glanz und Maſſe, als auf Geſchmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit ſollte in der Oper dem Publicum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu ſehen. Man hatte eine Feſtoper mit theuern Koſten aus Paris verſchrieben, mit Eifer einſtudirt und glänzend in Scene geſetzt; aber plötzlich erklärte ſich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Es fiel dies allgemein auf. Man ſah darin deutlich die Folgen einer Vorausſetzung, die an ſich ſelbſt ja ſo wenig feſten Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Urſache der Störung nannte, behauptete man, ſoll einen Augenblick ein düſterer Zug, wie man ihn ſonſt an ihm nicht kannte, über ſeine Stirn gefahren ſein. Prinzeſſin Jucunde, ſeine Braut, lächelte. Da man an dieſem Hofe, wie überall der Meinung iſt, daß man große Hoffeſte durch Schauſpiel nicht ſo würdig begeht, wie durch die Oper, ſo fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper ſie mit-

wirken wolle. Sie antwortete nach langem Besinnen: In der Zauberflöte.

Wenn wir eben bemerkt haben, daß Jucunde lächelte, so soll dies mehr als die Beobachtung einer bloßen Zufälligkeit sein. Sie lächelte, sie sah seitwärts zum großen Fenster hinaus auf den belebten Schloßplatz. Prinz Max nicht minder gedankenvoll. Es ist wohl nichts von Gerüchten so klein, nichts so geringfügig werthlos, was nicht den Hochgestellten durch Vertraute und nicht selten Unberufene mitgetheilt würde. Grade an die Ufer, wo sich machtlos die Wellen brechen, strömen sie unaufhaltsamer an. Prinzessin Jucunde wußte alles, was man sich über eine Beziehung des Prinzen zu Lodoiska geheimnißvoll in's Ohr raunte. Sie verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz eines Mannes, den sie liebte, mit einer Andern theilen zu müssen. Sie sprach von Lodoiska, der Prinz sah zum Fenster und trommelte auf die

Scheiben. Sie faßte ſich ein Herz und flüſterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erſtickter Stimme die einzigen Worte: On dit que le Prince la protège! Der Prinz, blutroth, ſtieß kurz und heftig das Wort heraus: Mensonge! Jucunde erblaßte, denn dies Läugnen war für ſie ſchreckhaft. Sie fühlte, daß dies Mensonge nur heißen konnte: La vérité!

Sie war erſchüttert, ſie verzweifelte. Zum erſtenmale faßte es ſie mit unterwühlendem Schmerze. Ihr kluger Sinn ſagte ihr, daß ſie keine Anſprüche hätte auf die Vergangenheit ihres Verlobten. Ja ſelbſt das dauernde Verbleiben Ludoiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde ſie nicht geſtört haben, wenn Max nur Wahrheit geſprochen hätte. Dies ſchnelle und in ſichtlicher Verlegenheit ausgeſprochene: Es iſt nicht wahr! machte ſie für ihre Zukunft zittern. „Hätt' er mir's geſtanden, hätt' er mich in die Tiefe ſeines Herzens blicken

laſſen!" Sie wußte, daß nur das todt iſt, was man begräbt. Sie ſah dieſe Liebe, die ihr ſo gewiß und ausgemacht ſchien, wieder aufwachen. Sie war von einem ahnungsvollen Blick in die Zukunft ſo ergriffen, daß ſie nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Zirkel des Hofes verweilen konnte und unter bittern Schmerzen ſich zum Schlaf in ihre Kiſſen drückte.

Am folgenden Morgen war ſie beruhigter. Sie wollte nur ein offenes Geſtändniß, ſie wollte allein das wiſſen, was Niemand wußte, ſie wollte Wahrheit. Für das Andere und Zukünftige hatte ſie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend war die Vorſtellung der Oper. Je näher die Stunde kam, deſto beklommener fühlte ſie ſich. Alles, was ſie von der Favorite ihres künftigen Gatten gehört hatte, trat jetzt in ſchreckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie ſollte ſie ſehen, hören, dieſe verborgene, ſo räthſelhaft geheimgehaltene Leidenſchaft! Grade dies Geheim-

niß ſchien ihr ſo bedenklich; denn es bewies, wie ſehr ihn Lodoiska gefeſſelt haben mußte.

In dieſer Stimmung ſaß ſie an der Tafel. Es ſchlug ſechs. Um halb ſieben trat ſie an der Seite ihres Verlobten in die fürſtliche Loge des feſtlich erleuchteten Opernhauſes.

5.

„Ein ſchönes Paar.“

„„Er ſcheint wirklich verliebt zu ſein.““

„Sie iſt ſehr ernſt.“

„„Sie ſoll gelehrt ſein.““

„Sie ſchreibt ein Buch über Botanik.“

„„Hübſche Toilette.““

„Wenn Lodoiska auftritt —“

„„Geben Sie Acht.““

„Mein Glas iſt ſcharf, ihre Miene ſoll mir nicht entgehen —“

„„Weſſen?““

„Der Prinzeſſin.“

„„Ach, Schnack.““

„Was? Glauben Sie denn, daß ſie von etwas weiß?"

„„Oho.""

„Still, ſtill!"

Lodoiska ſang. Alle Gläſer auf die Prinzeſſin gerichtet. Ihre Miene zuckte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerſtes durchwühlte. Sie ſah fort auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchſtaben gedruckten Theaterzettel. Sie blickte, von unten auf, den Prinzen an. Seine Ruhe, ſeine Gleichgültigkeit, dieſe Affectation hätten ihr Thränen entlocken können. Es fiel ein Tropfen — grade auf den Namen: Lodoiska.

Wie ſehr der Prinz Jucunden ehrte, konnte man aus der ſinnigen Ausſchmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürſtlichen Loge ſehen. Eine Reihe von Gemächern hatte ſich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichſten Blumen, die ſeltenſten Gewächſe verdeckten die Wände. Man wandelte durch Oran-

gerie, durch tauſend Blumen, die ihre Düfte entſtrömten, durch Rankengewächſe, die oft den Weg zu verſperren ſchienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerſchein der Girandolen angebracht waren, zogen ſich die Kränze der Primula praenitens oder die bläulichen Glocken der Cobea scandens. Thyrſusartig hoben ſich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüthen. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Polyandern oder Magnolien geſchmückt. Dazwiſchen die Passiflora alata mit ihrem blauen Strahlenkranze, oder die ſcharlachrothen, gegen Alles grell abſtechenden Staubfäden der Calotamnus quadrifida, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte ſich in einen Feentempel aus tauſend und einer Nacht verſetzt.

Den Preis aber von allen dieſen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entfern-

testen Raume von magischen Lichtern geblendet herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankgewächse stand in diesem dämmernden Raume jene wunderbare Pflanze Cactus grandiflorus, die Königin der Nacht. Grade in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch eröffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Braut zuletzt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonnegeruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die Blütenkrone, um schamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetisches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organisches Gesetz mehr, sich wiederholend in einem bestimmten Kreislauf der Zeit, sondern eine freie große That, ein

Entſchluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume ſchien zu leben. Selbſt der Schaft mit ſeinen ſtachlichten quadrirten Aeſten ſchien zu zittern. Ein Wonneſchauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der ſich in dieſem Augenblicke, wie bezaubert, mit ſeiner ſchönen, im Oſten heilig gehaltenen Blüte krönte.

Der Prinz hielt dieſe Feier geheim. Seine Braut ſollte von ihr überraſcht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorganges, jede Beſchädigung dieſer Blume zu verhindern, war ein Officier beordert, an ihr zu wachen. Es war Eugen von Zaſtrow.

6.

Man würde ſehr Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen ſchließen wollte, daß Lieutenant von Zaſtrow ein fat war. Er war nicht klüger und nicht beſchränkter, als der größere Theil ſeiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz ſpeciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Beſuch bei Lodoiska. Dieſer Beſuch lag ſo ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widerſprach ſo auffallend der Stellung, die man dieſer Künſtlerin ſtillſchweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zaſtrow's Unkenntniß der Reſidenz-Geheimniſſe entſchuldigen konnte. Seit kurzem erſt in Dienſt getreten, faßte er

alles mit jener eigenen Miſchung von Dreiſtigkeit und Gutmüthigkeit an, die unſere jungen deutſchen Adeligen oft komiſcher erſcheinen läßt, als es ſich für Söhne des Mars zu geziemen ſcheint.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zaſtrow hatte Lodoiska in einer Zeit beſucht, wo ſie grade Geſellſchaft, Zerſtreuung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf ſtritt, zog man ihn auf, daß er durch ſie eine glänzende „Carriere" machen würde. Dies war ihm, wie er ſagte, von der ganzen deutſchen Sprache das liebſte Wort. Auch war ſeine militairiſche Haltung, ſeine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu ſagen, von Botanik verſtand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er am Vorabend der Vermählung

den Dienſt bei Ihren Hoheiten haben würde. Er ſprach mit Begeiſterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäuſern, von ſeiner Galauniform, und ſtutzte, als ihm Lodoiska darauf erwiderte: Hüten Sie ſich vor den Elfen! Wie ſo? fragte er. Lodoiska ſagte, die Elfen wären Blumengeiſter, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es ſchon manchem Sterblichen angethan hätten. Zaſtrow antwortete ganz verwirrt: „Ach ſo! Mythologie!“

Es ſchlug acht. Zaſtrow ſtand gedankenlos an dem Eingang der Niſche, die die Königin der Nacht barg. Er wußte nichts von Cactus grandiflorus, nichts von Piſtillen und Cryptogamen. Er ſeufzte nur vor ſich hin: „Verflucht ennúyant!“ Der Blumenduft hatte ihn faſt betäubt. Es war alles ſo einſam um ihn her, die poetiſchen Gewächſe ließen ihn ſo kalt, ſo leer, er beſaß die Phantaſie nicht, an ſie die

Wunder des Orients und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen scholl die Musik, tönte der Gesang, scherzte der Humor. Niemand kam in die scheinbar verlassene Gegend. Er fühlte sich auf seinem Posten, dessen Bedeutung er nur insofern kannte, daß Niemand hier etwas abpflücken sollte, vernachlässigt und sank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächst ausbrechenden Krieges oder einer schnellen Sterblichkeit unter seinen Vorgesetzten.

Plötzlich fielen Zastrow Lodoiska's Worte von Blumengeistern ein, und indem er noch über das Unvernünftige solcher Ansichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, die die Wände bedeckten, gespenstisch rauschen. Dabei kicherte es neckisch und es war ihm, als riefe Jemand: pst! pst! Er sah sich um und entdeckte nichts, das Rauschen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis sein Blick auf die dunkle Grotte fiel und er, zusammen-

ſchreckend, die Mythe von Blumengeiſtern, für ihn ängſtlich genug, beſtätigt fand. Aus dem rieſigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühete, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem ſchwarzen langen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht überſäet mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Aeſte des Stammes, die wunderbare Erſcheinung deutlich ſich herauslöſend aus dem Gezweige, ja wie es Zaſtrow ſchien, aus dem Kelch der eben ſich erſchließenden Blume ſelbſt. Von den Lichtern geblendet, ſeinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen wie geiſterhaft der Jubelchor an ſein Ohr:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —“

Ein Lachen — ein Dämmern vor ſeinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen

abgebrochen wird — ein Rauſchen — dazwiſchen der Elfen höhnendes Singen, der Triumphchor der Teufel:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —"

Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiſte, er ſah ihn nicht mehr; aber — Himmel! er trauete ſeinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüte war verſchwunden!

7.

Nach dem Chor:

„Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!"

(den Eugen von Zaſtrow auf ſich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz ſeine Braut zu dem magiſchen Schauſpiel führen, mit welchem er ſie, die große Kennerin der Pflanzen, zu überraſchen gedachte. Eine gewiſſe Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er dem Publicum ſich mit ſeiner Wahl preisgegeben hatte, an ihm ſichtbar geweſen. Jetzt, erlöſt von dieſer Pein, athmete er auf, bot ſeiner Braut den Arm und führte ſie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der

fürſtlichen Loge, durch alle dieſe flimmernden und duftenden Zauber, die ſie jetzt erſt mit kundigem Auge näher prüfen ſollte. Eine Cortege von Hofdamen neben der Prinzeſſin, die Adjutanten und bedeutendſten Hofchargen im Gefolge des Prinzen.

Zaſtrow ſtand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der Ueberraſchung beruhen ſollte, trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick dar. Je näher der Hof herankam, deſto höher ſtieg ſeine Angſt. Er hörte die Prinzeſſin ſchon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme ſprechen, die er früher nur für Pferdeſchabracken gekannt hatte. Jetzt waren ſie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zaſtrow fühlte, daß in dieſem

Augenblick ſeine ganze militairiſche Laufbahn auf dem Spiele ſtand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. Grand ciel, ertönte jetzt die Stimme der Prinzeſſin: grand ciel que vois-je! Cactus grandiflorus!

Was nun folgte, war Alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzſichtig war, ſagte: Und blühend in dieſer Stunde! Die Prinzeſſin antwortete: Blühend? Wie? Der Prinz, näher tretend: Himmel! was iſt das! die Blume iſt abgebrochen! von Zaſtrow hielt ſich an einem Orangenbaum.

Der dienſtthuende Officier! — knirſchte der Prinz.

Von Zaſtrow! hieß es.

Wo iſt die Königin der Nacht?

Armer Zaſtrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiſte ſprechen? Konnte er ſich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdiſchen Mächten, Sternenſchleier, Pe-

tiscus' Mythologie, er ſtotterte: Ew. Durchlaucht, total unfähig —

Im höchſten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie ſind, Sie ſind, Sie ſind — caſſirt!" Der Prinz zog ſeine Braut von dieſem Schauplatze frevelhafter Zerſtörung fort und lehnte ſich, erſchöpft im Uebermaß des Aergers über eine ihm verdorbene Ueberraſchung, an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine ſolche Blume abzupflücken, die Königin der Nacht, eine Blüte von nur zwölf Stunden Dauer! Es iſt ein Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelſchändung. Entdeck' ich den Thäter, die Strafe ſoll exemplariſch ſein. Wer war's?"

Zaſtrow war verſtummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achſeln, Jucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; ſinnend ſtand ſie und blickte mit ihren ſchönen Augen gen Himmel.

Mir iſt, ſagte ſie, als könnte die geraubte Blüte nicht weit ſein.

Wo, Jucunde?

Dort hinter den Palmen!

Man ſuchte und fand ſie nicht.

Sie muß nicht fern ſein; etwas weiter.

Wie wäre das —

Zu entdecken, ſehr leicht.

Die Pflanzenkennerin fuhr fort: Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausſtrömt, dieſes würzige Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man ſolle ihr folgen.

Sie drängte ſich hinter die Palmen. Hier fand ſich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen ſeinen Himmeln geſtürzten, der Blumenmyſtik wegen unglücklichen von Zaſtrow. Die angelehnte Tapetenthüre führte in einen dunkeln Gang, der ſich um die Logen herumzog und in die Nähe der Garde-

robe des Theaters führte. Die Prinzessin stand zuweilen still, besann sich und sagte dann: Vorwärts, meine Botanik soll uns schon helfen, Prinz. Dieser, nach der ihm angebornen Gutmüthigkeit, war schon milder geworden und schwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemessener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt sich zurück. Die Prinzessin schritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war so unfehlbar wie ein sichtbarer Luftstreifen, wie fliegender Sommer, der in der Abendsonne spielt. Erst schien sie auf die Bühne selbst zu lenken. Die Prinzessin mußte die Sache nun von der scherzhaften Seite nehmen, sie lachte und der Prinz fühlte, daß seine Aufwallung nachließ. Sie kamen aber von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erscheinen der hohen Herrschaf-

ten eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohete, wieder ab; dem Prinzen ſchien jetzt die Spur verloren.

Nein, ſagte lachend die Prinzeſſin, nun ſind wir bald am Ziele. Ich muß meine botaniſche Ehre behaupten. Damit wies ſie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehrere unbeſuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das ſie nicht wiſſen ſollten, und blieben zurück. Jucunde hängte ſich an den Arm ihres Verlobten und zog den Sträubenden muthwillig weiter. Hier und da eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präſentirte. Säulen, verfallene Treppen, ſpärliche Flammen unter großen ſchwarzgeräucherten Lampenſchirmen, am Fußboden niedergefallener Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt an und ſagte: Es iſt genug. Keh-

ren wir um! Die Prinzeſſin aber zog ihn und bemerkte plötzlich: O welch ein Duft! Hier ſind wir am Ziele. Der Prinz erblaßte. Stumm wollte er ſie weiter führen. Jucunde behauptete ganz in der Nähe des Räubers zu ſein, ſah ſich ſcharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthüre, die ſie öffnete. Dem Bräutigam vergingen die Sinne, er beſchwor ſie zu bleiben. Die Thüre führte eine kleine enge Treppe hinauf. Drei Schritte, ſagte ſie, ſo ſind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück. Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Jucunde ſtieg die Stufen hinauf, ſah ſich auf einem kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen ſchien, ging weiter, ſah durch eine offene Thür einen Lichtſchimmer fallen, fühlte von dorther den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutſam die Thüre zurück und ſtand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache.

Auf einem Divan lag eine ſonderbar gekleidete Dame in ſchwarzen Gewändern, die abgepflückte herrliche Blüte vor ihr. Jucunde täuſchte ſich nicht. Lodoiska war die Räuberin.

8.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die sie dir prophezeit hatten, wo der schöne Nachtfalter sich in die Flamme stürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eignen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie sah nichts von dem, was sie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe stolze Gestalt im festlichen Gewande (es hätte ja auch Pamina sein können, die sie rief) im Halbdunkel des Gemaches vor ihr stand und sie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingestreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder,

das Haupt in die weiße ſchöne Hand geſtützt, vor ihr die Blüte, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen ſchien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Jucunde ſo das ſtille Schauſpiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Anſprache ſie zu grüßen ſchienen, wie alles umher ſie neckte und doch wieder ſie tröſtete, ſie anlachte und doch wieder ſie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoiska einſt das Herz ihres Max gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt beſaß, ſie ſelber war. Zürnen, ſtrafen konnte ſie nicht. Hatte ſie doch das Schickſal auf ſeinem zarteſten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, deſſen Hand ſie hierher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiska aus ihren Träumen und ſchlug ihr großes ſchönes Auge auf. Sie ſah die Fremde, erhob ſich, erkannte ſie

und ſank beſinnungslos zu den Füßen der Prinzeſſin. Dieſe hob ſie milde auf, legte ihre Schleier zurück und begann mit ſanftem Tone: Ich ſuchte die Königin der Nacht.

Lodoiska lächelte ſchmerzlich, als wollte ſie ſagen, ſie wär's.

Jucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erſchrak: Dies iſt dieſe koſtbare Blume, von der man ſo viel Wunder erzählt?

Jucunde hörte weniger auf das, was ſie ſagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer Bruſt. Sie dachte ſich ſtill: Warum ſollte ſie ihn nicht gefeſſelt haben?

Lodoiska geſtand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz ſie getrieben hätte, dem Feſte von einer verborgenen Thüre zuzulauſchen. Sie wäre verſcheucht worden und hätte gedacht, wenigſtens eine Erinnerung wolle ſie ſich aus dieſen Blumen zur Eingangspforte zum künfti-

gen Glück der Prinzessin wählen. Diese Blume hätte sie sich gebrochen und wäre so behend entschlüpft, wie sie gekommen wäre.

Es lag in diesem Bekenntniß für Jucunde viel, ja alles. Sie schlug die Augen nieder, sie fühlte, was Lodoiska sagen wollte. Sie fühlte, daß das arme schöne Mädchen auf die Liebe des Prinzen ein Recht hatte, und mußte Lodoisken an ihr Herz drücken, um nicht zu wanken. Nur eine einzige Blüte hatte sie von dem Feste nehmen wollen, nur eine! Zur Erinnerung, zum symbolischen Zeichen ihres Anrechts an diesem Besitzthum!

So standen die beiden Frauen, Arm in Arm verschlungen, eine Weile. Dann aber ermannte sich Jucunde und mit einem Tone, der ernst, fast feierlich war, sprach sie:

Sie brachen eine Blüte und wußten nicht, daß es eine so kostbare war. Nach der Sage blühet diese Blume nur Einmal in hundert Jah-

ren. Lange Sorgen und des Gärtners treueſte Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menſchen zu erfreuen dieſer Wunderpflanze vergönnt iſt. So gehört ſie, wenn ſie ſich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, ſondern Allen. Nie kann ſie ein Geſchenk der Liebe oder Freundſchaft ſein, nie kann ſie, und wenn im ſchönſten Glaſe, an eines Einzelnen Fenſter ſtehen. Sie kommt zu Niemand. Wer ſie ſehen will, muß ſie ſuchen, in der Stunde der Nacht. Ihr Duft iſt nicht beſchränkt wie bei Veilchen und Roſe; er dehnt ſich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie iſt der Fürſt der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da ſie Allen gehört, ſich nie verſchenken.

Lodoiska verſtand die ſinnige Allegorie, die auf die Blume und auf Max paßte, und ſank mit dem erſtickten Ausruf: Vergebung! zu den Füßen der klugen Prinzeſſin. Dieſe nahm die nun ſchon welkende Blüte von dem Divan,

drückte einen Kuß auf Lodoiskens Stirn, ſprach leiſe: Vergeben Sie mir, und rauſchte in ihren ſeidenen Gewändern über die Teppiche hin, die ihr Fuß nur ſchwebend zu berühren ſchien.

Die Zauberflöte wurde zu Ende geſpielt. Lodoiskens Arien blieben aus. Der Prinz hing ſtumm an dem Arme ſeiner Braut. Der Hof bewunderte die pflanzenkundige junge Fürſtin, als ſie die geraubte Trophäe zurückbrachte. Wo ſie die Blume gefunden, blieb Geheimniß. Um alle Erinnerung an das Ereigniß zu verwiſchen, wurde auch Zaſtrow in Gnaden wieder aufgenommen.

Der Prinz wollte Jucunden Erklärungen geben. Sie ſagte lächelnd: Sechs Wochen nach unſerer Vermählung! Man ſagt, ſie wären auch da noch nicht erfolgt, weil ſie nicht nöthig waren. Beide leben glücklich.

Lodoiska verließ die Reſidenz. Sie lebt am Rhein in einer ſchönen Villa im Schatten des

Niederwalds. Nur noch ein Jahr war ſie im Dienſte der Muſen geblieben, hatte in allen Partien, die ſie übernahm, geglänzt; am liebſten ſang ſie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, niemals aber mehr die Königin der Nacht.

III.

Winterphantasieen.

1.

Nimm dieſe Denkblätter hin, wie ſie geboten worden! Laß ſie wie Athemzüge deine gedankenernſte Stirne umfächeln; laß ſie kniſtern, wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektriſchen Begegnungen unſeret Geiſter zucken! Wenn ich dir nahe, fühl' ich's mich anwehen. Ich höre deinen Fußtritt leiſe über die Teppiche rauſchen, ich höre den ſanften Gruß deines ſüßen Mundes und im Augenblick ſeh' ich umgewandelt vor deinem holden Blicke, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Laſt und Mühe des Tages fällt wie ein irdiſch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einſt; gut, wie einſt; unſterblich, wie einſt!

Laß ſie rauſchen und wogen, die Wellen der Zeit, können ſie uns erſchüttern? Laß ſie toben und raſen, die Stürme des Lebens, können ſie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Rieſenflamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: die kleine Leuchte, die in tiefſter Nacht uns ewig ſchimmern wird, kann nicht erlöſchen.

2.

Tritt hinaus mit mir auf den ſchneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in meinen Mantel, ſchmieg' dich an die klopfende Bruſt des Freundes mit dem Klopfen der deinen.

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere ſchwimmen. Sie zittern, ſie winken, ſie fliehen, ſie ruhen — wer dieſe Ruhe fände der ewigen Geſtirne! Wer ſo durch die Bahnen der Welt in ſchönem Geſetze rauſchte, ſo majeſtätiſch ſchreitend, ſo unbeweglich bewegt, ſo groß in der Freiheit, ſo erhaben im Geſetz!

Schmiege dich feſter an mich! Was uns

fröſteln macht, iſt nicht der ſchneidende Zug des Oſtwindes. Was uns ſo kalt überläuft, iſt die Ferne, dort droben die Ferne — die Ferne!

3.

Der Schnee ſeufzt unter den eiſernen Radrändern der Wagen. Knirſchend ſchallt der Froſt zu uns herüber. Dunkle Geſtalten huſchen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühenden Athmen vom Druck der zuſammengeſchnürten Atmoſphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch ſind die Sterne fern und wir müſſen athmen mit den Menſchen. Noch müſſen wir Liebe in den Schleier des Geheimniſſes hüllen. Noch unſer Unglück bergen vor Spott, unſer Glück vor Neid, unſere Wohlthaten vor dem

Undank. Noch müſſen wir athmen, wie das geängſtigte Inſekt unter den grauſamen Verſuchen des gelehrten Forſchers. Dank dir Welt für deine Freude, Dank euch Menſchen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier ſind noch Stellen für eure Wunden, hier ſind noch Narben, die ihr aufritzen, in dieſem Buſen noch Hoffnungsſchimmer, die ihr ganz erlöſchen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstranke eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überſchäumt und ſelbſt die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterſpült! Gib, was du beſitzeſt, lieber ſelbſt, daß ſie dir's nicht rauben können! Gib deinen Stolz hin, ehe ſie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe ſie ihn ſchänden, deine Thränen, ehe ſie ihrer ſpotten! Hoffe nichts und vielleicht überraſcht dich noch etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, daß dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sei

todt, damit du die polternden Erdſchollen nicht hörſt, die ſie ſchon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

4.

Kniſternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme ſtrömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinſpringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten ſie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur dein Auge beſtreifen ſie nicht. Es iſt blitzender, als die Flamme.

So laß uns ſchweigen. Denn Worte ſagen nicht, was ich fühle.

Wird Schweigen einſt die Sprache der Engel ſein? Wenn die, die es einſt werden wol-

len, hienieden beiſammenſitzen, unter dem Glanz von Kerzen, der auf feſtliche Kleider fällt, wenn ſie von den eignen Tugenden und den fremden Laſtern reden, wenn ſie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geiſtreiche Geſpräche zupfen in Geſellſchaften, die ſie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn ſie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelaſſen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erſchöpfung, eine Pauſe eintritt, wo man nichts, als einen klappernden Theelöffel hört, dann ſagen ſie: Ein Engel geht durch's Zimmer! Alſo werden wol die Engel ſchweigen.

Oder wenn ſie reden, ſo werden ſie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zuſammenfaſſen, was wir nur in ſchwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wiſſen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir Menſchen von

Tönen, ſondern von Accorden machen. Wie kann ich ſagen, was ich alles nicht vereinzelt, ſondern verſchlungen, in ſüßer Umarmung, in ſeliger Umrankung der Ideen fühle? Es iſt Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die ſeligſte Hoffnung, Freude und Schmerz, Zerſtören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchſte, gipfelnde Erregung zum geſundeſten Leben. Die Sterne ziehen mich und laſſen mich. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, wo fühl' ich ſichern Stand?

5.

So laß uns denn reden! Reden von Thaten, reden von Irrthümern, reden von der Welt. Rolle auf, Vorhang, der die Bühne der Zeit verbirgt!

Betracht' ihn erſt noch eine Weile, dieſen Vorhang. Viele nehmen ihn für die Bühne ſelbſt. Als ich Kind war und zum erſten Male die geharniſchte Jungfrau im Opernhauſe zu Berlin fechten und ſterben ſah, ging ich früh in den mir neuen, ungewohnten Tempel der Muſen. Den Vorhang hielt ich armer Junge beim Eintritt ſchon für das aufgeführte Stück. Ich ſah einen Rundbau von Säulen, in der

Mitte einen Altar, auf dem die Prieſter einem langgeſchenkelten, ſchlanken Apollo opferten. Die aufſteigende Rauchwolke beſchäftigte meine Phantaſie. Sie ſchien mir eine wirkliche zu ſein, ſo hoch verlor ſie ſich bis an den Kronenleuchter. Wie erſtaunt' ich, als die Muſik begann, dieſe Säulen, dieſe Prieſter, dieſer Apollo ſich um ſich ſelber wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unſere Zeit verbirgt, iſt die Oeffentlichkeit des Tages, die Preſſe, die Lüge, — wie viele nehmen ſie für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, dieſen Vorhang, mit ſeinen gleißenden Farben, ſeinen verzerrten Arabesken, ſeinen bunten Fratzen, mit ſeinen geſchwänzten Menſchenleibern, menſchenähnlichen Affengeſichtern, ſeinen Sonnen von Goldſchaumpapier, ſeinen Sternen von Blech, dieſen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte ſchwebt über die Fläche hin ein

langbeiniges, ausgemagertes Weib, das eine lange hölzerne Posaune zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die abgefeimte Metze der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, sowie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupte will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Ferfen schleift sie im Schmutz der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos dasteht, hier vorne auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selber spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch,

welche gleißende Außenseite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unparteilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeschilder des Charlatanismus zu schreiben! Alle sind sie gerecht, alle duldsam; entrüstet nur gegen das, was Entrüstung verdiene! Es ist ein Chaos, das viele verwirrt, manche überzeugt, alle betäubt.

Rolle auf, du lügnerischer Vorhang, daß wir die Wahrheit sehen!

6.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorne des Vesuvs seine Suppe essen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt sich der bildenden Hand des Künstlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unserer Zimmer auf. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem blutigen Rechnungsabschluß ist zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer sieden und wallen sieht, wer möchte glauben, daß diesem Welttheil einst Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unsägliche Angst ausgestanden. Wir fürchteten uns vor der Guil-

lotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr iſt vorüber. Die Klingen ſind nicht gezogen, nur die Federmeſſerklingen der Diplomatie. Die Diplomatie iſt eine heilige Kunſt. Talleyrand iſt unter den Segnungen eines Prieſters geſtorben!

O wie gönn' ich dir dieſen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen ſchwere Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen! Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erſchütterungen des europäiſchen Staatenkörpers ſeit dreihundert Jahren ſind noch nicht verwunden, dieſe blutigen Aderläſſe noch nicht erſetzt, dieſe Wunden noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grauſamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht dieſe Umwälzungen der Maſſe, dieſe Federſtriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tau-

ſenden durchſchneiden; man kannte dieſe verheerenden Mordinſtrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere ſtellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittelalters fiel, deſto ungeſchlachter die Bewegungen des aus ſeinem Schlaf gerüttelten Rieſen. Wie wälzte ſich die Menſchheit auf dem Boden der Erde, als zum erſten Male die Spitzen der Berge ſich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte zum Himmel wichen, ſchienen ſich herabzuſenken auf die Erde. Verdüſtert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unverſöhnlicher die Leidenſchaften, erſchöpfender die Niederlagen, un-

ſicherer die Triumphe. So hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europas ſeit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr verſengt, der ungeheuerſte Egoismus, in einer Geſtalt, wie ihn ſelbſt die Römerwelt nicht kannte, iſt das Princip der Geſchichte und der Politik geworden. Alle Striche Europas, alle Völker von Ehrgefühl und Namen ſind von den Anſtrengungen dieſer Vergangenheit erſchöpft. Die Ideen ſind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden iſt?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle ſonnenhell in die trüben Fluren! Friede, ſtreue das Füllhorn deiner goldenen Segnungen über die Menſchen nieder! Nah' uns mit Sonntagsglockengeläut, nah' uns mit Alpenreigen und füll' lind die Bruſt mit unausſprechlichem Heimweh nach beſ-

seren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, singend von Gottes Herrlichkeit und von Lust und Liebe!

7.

Europa bedarf des Friedens, aber es verſteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweiſe träumten einſt von der Ewigkeit des Friedens, Dichter ſangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg iſt der Vater aller Dinge, ſagten ſie; aber was der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter iſt der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkſeil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumſtamm findet und hat den Mund zum Reden, der beſteige

ihn und predige: Halte feſt deine Krone, daß niemand dir ſie raube! Aber laß den Frieden deine Krone, nicht die Mütze ſein, die dir im Schlaf die Schläfe wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn beſſer wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Böſen.

Warum lieſt du, König, wenn du vom Frieden hörſt, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum lächelſt du, Staatsmann, wenn im fernſten Winkel Mexicos, in Syrien, in China das kleinſte Fort der Erde die Waffen ſtreckt und der Zündſtoff des Univerſums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verpraſſeln zu ſehen? Warum hüllſt du, Prieſter, bei dem Sonnenſchein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelſt dunkle Sprüche, als wenn du böſe Geiſter ſäheſt?

Warum trotzeſt du, Soldat? Warum wucherſt du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichſten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede ſoll euch heiligen und er entweiht euch: er ſoll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr ſchlafet, aber die Hand am Schwert: ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eiſernem Handſchuh! Iſt der Krieg nicht beſſer als ein ſolcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des ſeit drei Jahrhunderten freigewordenen Geiſtes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erſt geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte ſind in die An-

nalen der Geſchichte mit Blut geſchrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt iſt es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein iſt.

8.

Drei Parzen ſpinnen den Lebensfaden Europas.

Die erſte, ein ſchwärmeriſches Weib mit dunkelglühenden Augen, umfloſſen von katholiſchem Heiligenſchein. Die zweite, majeſtätiſch, lichtblond, blauen Auges, ernſtſinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganſchließender Amazonentracht, wild und ſinnlich.

Europa trennt ſich in das lateiniſche, germaniſche und ſlaviſche. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Conſtitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Proteſtantismus — griechiſche Kirche. Glaube und

Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formeldienſt.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußerſten Pole, die die entfernteſten ſcheinen und ſich wieder am nächſten berühren. Hier wie dort eine päpſtliche Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der abſtracteſten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich und gleich außerhalb der Religion. Das höchſte Prieſterthum mit der ungebundenſten Laienſchaft.

Katholicismus und Slavismus — im politiſchen Extrem Republik und Despotismus. Espartero und Paskewitſch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Ruſſen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tſchako des Czaren zur Tiara des Hohenprieſters, ein Gebet des Kaiſers zum Opfer für ganz Rußland, — in Spanien löſen ſie das Göttliche in das Weltliche auf, ſchmelzen die

Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwaſſers zu Piaſtern für die Rothſchilde und die Aguados. Das Griechiſche ſcheint römiſch, das Römiſche iſt griechiſch geworden.

Das germaniſche Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, nicht die Monarchie; nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verſtand allein. Heut' iſt es poetiſch, morgen philoſophiſch. Es ergründet alles und begründet nichts. Es borgt mehr von der Geſchichte, als es der Geſchichte wiedergibt. Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutſchland durchgekämpft wird, iſt intereſſant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten, keine Reſultate. Groß in Schulſtuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germaniſche Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emſigkeit im Han-

del, die Tugenden der Familie und die mittlere Temperatur des Klimas, die alle ſeine geiſtigen Thätigkeiten ſchärfer ſtachelt, als die Extreme ſüdlicher Glut und nordiſcher Kälte, — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigſtens auf dem Papiere ſpielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwiſchen die wir eingekeilt ſind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

9.

Der Geiſt des Tages! Wer kann ihn haſchen, den entſchlüpfenden Proteus? Wer kann ſagen: Hier iſt er! Und wiederum: Hier iſt er nicht! Wie dem „Zergliederer der Freuden" würd' er erſcheinen

„bald grau, bald grün,"

der Geiſt des Tages iſt ein Chamäleon.

Was iſt jetzt der Menſch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Feſſeln der Erde und bezog ſich nur auf Gott. Ueber dem „Dunſtkreis" war ſeine Heimat. Jenſeitig war ſein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blütenkelch des

Menſchen als den Duft, als die Seele unſeres edelſten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott iſt kleiner geworden, aber der Menſch darum größer? Wo ſchlägt das Menſchliche in üppiger Pracht hervor? Wo ſind begeiſterte Seher, die uns mit ihren ſegnenden Armen hinaufziehen zu erhabeneren Welten? Wo wachſen Cedern auf unſern Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo iſt der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philoſophie iſt gefunden, aber keine neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unſern alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiſer, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Anſätze haben, hundert flackernde Sternſchnuppen, ohne einen einzigen urgeiſtig und urweltlich feſten Strahlenkern. Ein Meſſias für die Herzen

fehlt, ein Gemüths-Luther, — für hundert Professoren der Philosophie nur einen einzigen Prediger der Philosophie!

Wer es verstünde, in die Seelen den Grundstein einer unsichtbaren Kirche zu legen! Wer so Priester sein könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menschen ohne Beichtstuhl, Redner ohne Kanzel! Wer nur so umwälzen, so ohne Blut, so mit dem Weihwasser der Thräne umwälzen könnte, wie Rousseau! Hunderte meinen es so gut, wie Jean Jacques, vielleicht besser, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropische Misanthrop. Aber die Offenbarung schweigt, der Weltgeist gibt das Zeichen nicht: im Buche der Geschicke steht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem seiner ersten Hälfte nichts.

Wem rollt denn die Erdkugel zu? Dem

Glück. O behagliches Jahrhundert, verjage dir die Mücken, die dir deinen kühlen Sommerabend ſtören! Dieſe Unbequemlichkeit, nur ein Kiſſen am ruhenden Haupt entbehren zu müſſen! Sieh den lächelnden Fabrikgeiſt, wie er dich durch ſeine Beſitzungen führt! Hier die Oefen, die Kohlengruben, die Maſchinen! Dort meine Meierei, mein grüner Grund, mein Park, mein Häuschen, meine Familie, meine reichen Schwiegerſöhne, meine reichen Schwiegertöchter! Behaglichkeit im Drei-Achtel-Takt — iſt Genußſucht. Noch von der franzöſiſchen Revolution iſt unſer Blut in einer hüpfenden Bewegung. Unſer Jahrhundert hat einen ſchnellen Pulsſchlag und ſo ergibt ſich: zum phlegmatiſchen Ziel ſanguiniſche Schritte! Man nennt dieſen Widerſpruch Materialismus.

Die Staatsweiſen? Machtbegierig und doch das après nous le déluge fürchtend. Unklar über Zweck, Ziel und Weſen aller Dinge. Nichts

zerſtörend mehr, aber auch nichts ſchaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporiſirend. Aerzten gleich, die ſich nur auf die Diagnoſe verſtehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaſte und Ständchen bringen. Sklaven einer ſeinſollenden Conſequenz. Auch die Zeitungen ſind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Ironiker, die alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetiſchen Rückſichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derſelben. Eitel. „Ein Leſſing thut uns noth," hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!"

Die Maſſe? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, ſondern aus Eifer-

ſucht. Der Communismus iſt nicht aus der Armuth entſtanden, ſondern aus dem Ehrgeiz. Die mangelnde Idealität unſers Jahrhunderts wird ſich an dem ſittlichen Zuſtand der Maſſe rächen. Die Armen leben auch geiſtig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es iſt das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber dieſe Luft iſt leer. Staatsmänner und Philoſophen, hängt Aeolsharfen aus!

10.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige ſitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementariſchen Welt über die geängſtigte, geiſtige Kreatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Menſch. Aus einer Geſchichte, wo die Menſchen zitterten vor den Würgengeln, die mit Skorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitſchten, bis auch über ſie wieder von Oſt oder Weſt, von Nord oder Süd ein mächtigerer

Dämon kam und mit seinen Greifenflügeln sie zerschmetterte. Von dorther, wo in stiller Kammer der Verfolgte seufzt, der Gerechte sein Haupt auf die müde Hand stützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort, wo der Denker verzagt sein Buch zusammenschlägt, daß die eisernen Klammern dröhnen und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! — Von den Schädelstätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchstochenen Arme neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Psalmen singend, zu Asche zerstoben. Von den Katakomben her, wo die Tausende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtstätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht sah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiserne Schwert unzähliger Justizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der

Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielichte, wo Wahrheit und Lüge ineinander fließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint, und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht, von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien, ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelt, wie sie in dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener Philosophie,

die ſelbſt mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weiſen will, die auch ohne ſie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenſchlichen unvergeßlich viel geſchehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menſchen ſelbſt, wie er daſteht in ſeiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

Ins Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe. In Rechte, die Niemanden ausſchließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geſchichte, die von der Vergangenheit nur behält, was die Zukunft belehren kann, in neue Strömungen des Geiſtes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen die, wie die erſte aus dem Nichts, ſo jetzt aus dem All hervorgehen.

In Staaten, wo man das „verſchönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmaſſe nicht, wie einſt das corinthiſche Erz, zuſammengefloſſen iſt aus Zerſtörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Menſch frei hervortritt, in der Urſchöne ſeines Geiſtes, ſelbſt da hervortritt, wo Unverſtand und an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden ſcheinen. Wer ſagt euch, daß die Staaten, die beſtehen, um ihrer ſelbſt willen da ſind? Und wenn ſie zuſammenſänken, dieſe Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen ſcheinen, wenn ſie brächen, dieſe Improviſationen irgend eines Herrſchers, was liegt dem freien Menſchen daran, der ſchon ſeinen Bruder wieder erkennen, ſchon ſeinen Freund wieder umarmen und die Kette einer neuen geſellſchaftlichen Ordnung ſchließen würde — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeisterung, der Hingebung. Es glätte sich die spöttisch gefurchte Miene des Zweiflers, es sinke die Nebelkappe des trügerischen Dialektikers; selbst eine Wolke umarmt, statt des Ideals, ist Götterumarmung, wenn die Täuschung beschienen war vom rosigen Licht der Sonne.

Ja, wohin?

In Experimente, wenn unter der Retorte des Staatsphysikers nur kein lebendig pulsirendes Menschenherz zuckt! Zähe ist der Geist des Einzelnen, bildsam der Geist der Masse. Die Geschichte ist eine Wanderung der Menschheit. Glaubt ihr, daß sie zurückkehren wolle in ihre alten verlassenen Wohnungen; der Hirte mit seinen Heerden auf die abgegrasten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren,

welche von stürzenden Trümmern und zerbröckeltem Gestein bedeckt sind? Nur Greise und Kinder träumen von dem, was sie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der strebende Mann hält nervig den Pilgerstab in der Hand und schreitet vorwärts in neue Zeit, in neues Land. Wo jene tagt, wo dieses liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wissen wir nicht wohin, wissen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menschheit sich wol betreten auf einem Punkt, den sie schon kennt, auf einem Ort, wo sie einst schon lebte, einem Irrthum, für den sie einst schon blutete, sie erschrickt aber und wendet sich um, in andere Richtung und hinge sie noch so dicht von grauen Nebeln umschleiert. Wir wissen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wissen wenigstens woher?

III.

Zerstreute Blätter über Zeiterscheinungen.

1.

Tzschoppe.

Ein Beitrag zur Seelenkunde.

Nicht von Jean Paul's unsterblichem Schoppe soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tschoppe, weiland königl: preußischem Oberregierungsrathe und wirklichem Präsidenten des Obercensurcollegiums in Berlin.

Ob wol die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen beschreiben will?

Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, still bewegt vom Drang des in-

nersten Herzens und frei geworden in sich, frei vom fesselnden Buchstaben des Gesetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdischen Dunstkreises, demüthigt plötzlich unsern Stolz, entmuthigt unsern Glauben die kläglichste Anforderung des irdischen Daseins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel hinausweist. Auf der Landstraße schlendernd und still für uns mit dem Weltgeist redend, fährt uns barsch die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unserm Passe an. Die redlichsten Wünsche werden verdächtigt, die Keime und Blüten des in uns wachsenden Dranges nach geistiger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Citronen und Orangen Italiens schwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei untersagt Dir, hinzureisen. Man nennt das die Civilisation und die moderne gesittete Gesellschaft.

Mit Gefühlen dieſer Art hab' ich mehre Male in der Behrenſtraße zu Berlin vor dem Caſinogebäude, wo Herr von Tzſchoppe wohnte, geſtanden. Die Umſtände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des geſammten allgemein literariſchen Verdächtigungsweſens zu beſuchen. Wehmüthig ſchlenderte ich unter den Linden, um mir den Muth zu holen, bei Herrn von Tzſchoppe einzutreten. Es empörten ſich meine heiligſten Empfindungen gegen dieſe klägliche und demüthigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens fort, bat Gott, ſich die Leiden freier Seelen in ſeinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuſchreiben und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußiſchen Blätter ſelbſt eingeſtehen, daß er ſich in Wahnſinn aufgelöſt hat, in Wahnſinn geſtorben iſt.

Ich mußte Herrn von Tzschoppe zweimal sehen. Das erste Mal war er so eben geadelt worden. Es ist dies jetzt sechs Jahre her. Das zweite Mal stand er auf dem Zenith seines Glückes und war schon im Sinken begriffen. Es war dies kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III.

Herr von Tzschoppe war ein kleiner, noch jugendlicher Mann, Blondkopf, mit angenehmem Aeußern. Er sprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der schlesisch-sächsischen Mischung an, er sprach, wie man in der Niederlausitz spricht, mehr singend als sprechend. Weit entfernt, die Gegenstände zu berühren, wegen deren man ihn besuchte, sprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängnisse, die man meiner literarischen Thätigkeit setzte, zu beruhigen, sprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens, die ihm misfielen. Von Steffens

ſprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den bremer Wallfiſchfang über, und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieſer Art von einem höchſt geiſtreichen, ſchlauen und durchtriebenen Kopfe — myſtificirt zu ſehen. Der Erfolg bewies aber, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, ſchon die Anfänge der Geiſtesſchwäche waren.

Beim zweiten Beſuche hätt' ich ſeine Krankheit vorausſagen können. Herr von Tzſchoppe ſchien mir liebenswürdiger geworden, aber es iſt ſchlimm, wenn man dazu erſt wahnſinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgeſetzten Bedrückungen der Preſſe zu reden, führte mich Herr von Tzſchoppe in ſeine Bibliothek, zog eine hebräiſche Bibel hervor und ſagte: „Sie müſſen mir das Zeugniß geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann ſogar hebräiſch!" Dabei beſtieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherſchrank hinauf, aus welchem er ein altes

Heft vergilbter Papiere holte, die er mir mit großer Emphaſe und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräiſchen Präparationen.“ Nicht genug, mich auf ſo komiſche Art mit den Anfängen ſeiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrſamkeit ſeines Vaters, eines Senators in der lauſitziſchen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine zahlloſe Menge von Handſchriften, die ſich alle auf die Geſchichte von Görlitz bezogen. Der arme, ſchon ſchwache Mann hatte die Abſicht, Geſchichtſchreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er dieſen Gegenſtand erſchöpft, ſo trieb ihn eine ängſtliche Haſt, wieder in ein anderes Gebiet der Mittheilung überzuſpringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir ſeine koſtbaren Ausgaben alter Claſſiker zu zeigen. Beſonders verweilte er bei Gloſſarien, Wörterbüchern, großen Sammelwerken, und knüpfte an jeden dieſer Folianten die kurioſeſten

Details aus ſeiner Studienzeit. Endlich ſchien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm ſeine inquiſitoriſche Stellung ein, und mit einer Miene, die mir Angſt machte, fragte er: „Wiſſen Sie, wie Alba ausgeſehen hat?“ Ich erfuhr, daß Alba ſein Held war. Er ſtieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzſchnitt, der das bekannte Portrait des niederländiſchen Würgers wiedergab. „Welche Größe in dieſen Zügen!“ Herr von Tzſchoppe verlor ſich in die tiefſte und andächtigſte Betrachtung ſeines hiſtoriſch-politiſchen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von ſeiner großen Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geſchloſſene Mappe, die ſo eben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wiſſen Sie, was hierin enthalten iſt?“ Schon ganz erſchöpft von dieſer ſonderbarſten aller Audienzen, ſchwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir

eine Liſte aller der Perſonen, die den Abend vorher unentgeldlich im königlichen Theater geweſen waren. Obgleich dieſe Liſte wol nur zur finanziellen Controle angefertigt war, ſo wehte es mich doch ganz ſchauerlich und geheimpolizeilich an: ich dachte an die Schickſalsfäden der Inquiſition und die dunkeln, verhängnißvollen Regiſter der Santa casa. Mit der chararakteriſtiſchen Bemerkung: „Ich war es, der Profeſſor Raupach als Theaterdichter angeſtellt hat!“ entließ mich Herr von Tzſchoppe. Ich wußte nicht, was dieſe Bemerkung ſollte, verſtand die ganze Audienz nicht und war innerlich ſo vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieſer verkehrten, liebloſen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenloos und Menſchenſchickſal, über mein eignes Daſein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich theile dieſe Charakterzüge nicht der bloßen Curioſität wegen mit. Ich frage: wie war

es möglich, einen Mann, der so unverkennbare Spuren von Wahnwitz verrieth, über das geistige Leben und den geistigen Tod von Dichtern und Publicisten entscheiden zu lassen? Ich frage, da zwei Dinge entschieden sind, einmal der Wahnsinn dieses armen Mannes und zweitens die unumschränkte Herrschaft, die er zehn Jahre lang über die preußische Preßgesetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tzschoppe gekränkt wurden, nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine ehrenvolle Genugthuung haben? Es ist viel für die Presse geschehen, aber noch nicht alles.

2.

Eine Pause.

1842.

Bist du endlich erschöpft, schwärmendes Vaterland, von deinen Festen und goldnen Jubeltagen? Hast du endlich die Kränze aus deinen Locken genommen, Germania, und die festlichen Kleider in die Tempel gehängt bis zur Jahrhundertwende? Sind sie endlich ausgerast die Träume des Entzückens, die Träume der Größe und jene schwindelnden Phantasien, zu welchen die Könige die einlösende Kraft ihrer Worte liehen? Ist es nun Arbeitstag wieder, Wochen-

ordnung und Werkeltag? Wir haben viel gefeiert, wir werden viel arbeiten müſſen.

Es iſt ein eignes Gefühl, den Schauplatz einer großen Handlung ſehen, einen Tag, nachdem ſie vorüber iſt. Wie feierlich dieſes Schweigen, wie beklemmend dieſe Ruhe! Noch hallen in den feſtlichen Räumen die großen Worte und man ſieht ſich um nach den großen Thaten. Man erholt ſich noch. Noch läßt man das Gerüſt eine Weile ſtehen. Man zeigt den Sockel, wo jener Redner geſtanden, man zeigt die Bundesfahne, unter deren Schatten man ſich umarmt hatte. Es iſt eine Pauſe, zwiſchen dem Wort und der That, eine Pauſe zwiſchen dem Verſprechen und der Erfüllung, dem Beginn und der Vollendung. Auch dieſe Pauſe iſt heilig. Wer wollte ſie entweihen?

Ich war in Mainz, einen Tag nach dem letzten Feſte der Naturkundigen. Sie waren zerſtoben nach allen Windrichtungen. Der ge-

waltige Raum der Fruchthalle, wo ſie geredet, gegeſſen, geſungen, getanzt hatten, noch glatt parkettirt; die Fahnen und Wimpel, die Wappen der Fürſten und Wahrzeichen der Städte noch alle bunt an den Wänden, und in dem großen Raume noch hin und herwispernd viel tauſend jauchzende Grüße und Worte der anſchmiegſamſten Behaglichkeit.

Ich war in Cöln, einige Wochen nach der Domrede. Ich ſah die Ufer des Rheins vom Stolzenfels bis Cöln noch betäubt von den Tauſenden der geſprochenen Alaafs, die Felſen noch geſchwärzt vom Dampf der Pechkränze und rieſenhohen Feuerbecken. Am Dome hofft' ich nun ein großes Regen und Weben zu finden, etwa wie man eine Feſtung zaubert, wo Tauſende graben, hämmern, ſchütten, bauen. Man arbeitete um den Dom, aber mit Gemächlichkeit. Man wird ſich Zeit nehmen. Man wird mit dem Ende des Jahrhunderts noch fertig

werden. Vorn an der Fronte zählt' ich 5, ſchreibe fünf Steinmetzen, hinten aber und zur Seite waren ihrer mehre. Nach dem Dombaufeſte hätte man glauben ſollen, das würde ein Summen um den Krahn ſein, wie von einem Bienenſchwarm; aber nur da und dort niſtete ein Arbeiter und meißelte ſtill für ſich an der Nationaleinheit fort. Es wird eine Pracht ſein, wenn der Dom vollendet iſt. Man zwirnt ihn fertig, es iſt ja eine architektoniſche Spitzenarbeit.

Ich bin in Hamburg, Monate nach dem Brande. O das iſt eine furchtbare Pauſe! Wie hab' ich dich verlaſſen, wie ſeh' ich dich wieder, du arme Hanſaſtadt! Was früher in Hamburg Vorſtadt war, iſt die City und die City iſt die Vorſtadt geworden. Was früher eine ſo enge, unwegſame, winklichte und doch ſtolze Wirklichkeit war, iſt jetzt eine windige, luftige Sage. So entſtehen die Mythen. Wo der Verſtand

mit ſeinen Löſchanſtalten und Brandkaſſen aufhört, da fängt die Dichtung an. Aber dieſe Ruinen ſind eine Threnodie, es iſt eine Elegie, mit Thränen als Endreimen. Ich finde noch die Straßen. Wie hell jener dunkle Platz, wo du einſt mit einem Freund geſeſſen! Eine Trümmerhaide, die der Wind beſtreicht und uns frösteln macht, frösteln vor Zugluft und Wehmuth. Nichts iſt erhalten, als zu den Häuſern, die fehlen, die Stiegen, die ſonſt zu ihnen führten. Dieſe ſteinernen Vlieſen ſind nicht geſchmolzen mit den Eiſenklammern, die ſie zuſammenhielten. Die wohlbekannte Stiege, die hier zu deinem Beruf, dort zu einem traulichen Abend führte, ſonſt iſt nichts mehr da. Dort ſtand ein Haus, das ich zwei Jahre in Freud' und Leid bewohnte! Ein Gärtchen lehnte ſich daran, ein hoher Lindenbaum beſchattete das kleine Arbeitszimmer. Der Lindenbaum, das Gärtchen, das

Haus ſind hin, und ſo hin, daß man ſuchen muß, wie ſie einſt können geweſen ſein.

Es gibt zwei Arten von Schriftſtellern. Solche, die vor den Ereigniſſen kommen, und ſolche, die nach ihnen. Die Einen ſind Vorreden, die Andern Regiſter. Die Vorreden prahlen und verſprechen oft mehr, als die Regiſter halten. Die Maſſe läuft den Vorreden nach und kommt ſelten über ſie hinaus. Die Regiſter, oft ſo nützlich, ſind unpopulär.

Wo man jetzt hinblickt, ſieht man Vorredenliteratur. Das ereifert ſich, das lärmt, das jubelt! Alle Zeitungen ſind voll von Schlagworten, die überall den wohlfeilſten Effect hervorbringen. Am Pregel ſingt man vom Rhein und in der Schweiz machen ſie Oden auf eine deutſche Flotte. Die Vorredenpubliciſtik bechert und trinkt am Mozartfeſte in Salzburg, am Walhallatage in Regensburg, in Mainz, in Frankfurt, in Carlsruhe, am Zollcongreß in Stuttgart, in Cöln

beim Domfeſt. Wo iſt jetzt ein Winkel, wo eine deutſche Zeitung, in der Deutſchland nicht frei, groß und einig wäre?

Ihr armen Regiſterpoeten! Ihr kommt nach Mainz, wenn die Tafel abgedeckt iſt, nach Cöln, wenn die Alaafs verklungen ſind, nach Hamburg, wenn nicht die Flammen mehr in glühender Rede für ein neues Leben zeugen, ſondern nur noch die todten Steine — ſchweigen. Verurtheilt uns! Aber dürfen wir denn nun jetzt endlich, da es zum Winter geht, ſchüchtern hervortreten und fragen: Sind die Feſte vorüber, ſind die Phantaſien verträumt, ſchweigen die großen Feiertagsglocken endlich und rufen ſtatt ihrer die kleinen Alltagsglöckchen zur Arbeit? Iſt endlich der Montag da mit ſeiner Erfüllung der großen Sonntagsverſprechungen? Rührt ſich nun alles und tummelt ſich, Euren ſchönen Glauben wahr zu machen, eure heiße Liebe zu bethätigen, eure

ſüße Hoffnung glorreich zu erfüllen? Klingt das Eiſen und der Hammer da, wo früher der Becher geklungen? Und folgen auf die großen Worte nun die großen Thaten?

3.

Ueber Partei und Parteifähigkeit der Deutschen.

Frei zu sein ist eine Tugend, zur Partei zu gehören, eine Kunst. Kennen wir diese Kunst? Ueben wir sie? Worin würde sie bestehen müssen? Die Partei will siegen und zum Siege bedarf sie Kraft. Kraft aber ist nur da, wo Einheit ist. Die Partei darf ein mildes Urtheil gegen die Fremden, sie muß es gegen die Ihrigen haben. Sie muß nach Verallgemeinerung streben, sie muß desindividualisiren, d. h. die Individuen dadurch aufheben, daß sie ihnen die

vollſte Freiheit läßt. Partei machen iſt eine Kunſt, zu der nicht nur Klugheit, ſondern noch weit mehr — Selbſtüberwindung gehört. Um einen Bundesgenoſſen nicht zu verlieren, wird ihm die Partei etwas nachgeben. Man wird fürchten, daß ſich die gegenüberſtehende Lüge bei dem, der immerhin der Wahrheit noch nicht ganz nahe, einſchmeicheln könnte. Man wird an die zuſchauende große Maſſe denken, die parteilos hin- und herſchwankt und ſich der Meinung anſchließt, welche die ſtärkſte iſt. Das große Ziel, das die Partei erreichen will, vor Augen, opfert ſie nicht ſelten ſelbſt ihren Geſchmack und duldet die Individuen.

Ob dieſes Syſtem zu billigen? A priori ſchwerlich, aber es iſt möglich, daß es durch Umſtände nothwendig iſt. Es iſt möglich, daß die Klugheit der jenſeitigen Partei die diesſeitige zwingt, ihr die Klugheit abzulernen. Geht drüben alles geregelt, beſonnen, plangemäß her, ſo

würde es vielleicht hüben thöricht ſein, ungeregelt, unbeſonnen, planlos zu verfahren. Jedenfalls wird dies Eine unumgänglich nothwendig ſein, daß man die Perſonen den Sachen unterordnet.

Ueberzeugt man ſich nun auf den erſten Blick, daß die gegenwärtige deutſche Literatur, ſoweit ſie ein allgemeines Intereſſe anſpricht, in Parteien zerfallen iſt, ſo bedarf es kaum eines zweiten, um ſich zu überzeugen, daß dieſe Parteien ſich ſelbſt nicht begreifen. Statt einer großen allgemeinen Sache zu dienen, dienen ſie nur den Perſonen. Von Taktik, nothwendiger Unterordnung, gemeinſchaftlicher Handlungsweiſe keine Spur. Keine geiſtige Verwandtſchaft wird anerkannt, kein gleicher Urſprung heilig gehalten. Irgend ein Papierdrache, irgend eine Zeitſchrift mit ihren oft ſo kleinlichen buchhändleriſchen Intereſſen, mit den Intereſſen ihres Redacteurs und ſeiner nächſten Mitarbeiter wird zum Po-

panz aufgerichtet, vor dem man anbeten soll. In die Wunden, die Einer oder der Andere im Kampfe erhalten, soll man gläubig seine Finger legen und andächtigen Gehorsam schwören. Statt Bruderliebe verlangt man Vasallentreue.

Mitten in diesen täglichen oft kindisch lächerlichen, zuweilen brutal empörenden Parteilosigkeiten der deutschen Parteipresse, doch dem Gemeinsamen treu zu bleiben und auszuharren in der gleichen Richtung, das ist eine Selbstüberwindung, die man noch nicht anerkennend geehrt hat. Diese Nachsicht mit dem Unverstand der Partei ist eine Tugend, wie es keine modernere geben kann. Wie erhaben das Schweigen des Dr. Strauß, wenn über ihn der theologische Sansculottismus eines B. Bauer den Stab bricht! Wie würdevoll Dr. Marheineke in Berlin, wenn er für sein den jüngern Hegelianern günstiges Separatvotum in den deutschen Jahrbüchern den ärgsten Un-

dank erntet! Man muß die Sache der Freiheit und Wahrheit in glühender Liebe umfassen, um nicht durch die Taktlosigkeit, den Undank und den Terrorismus derer, die unsere Freunde sein sollten, in seinem Glauben und seiner Hoffnung zu erkalten.

Taumelt der literarische Egoismus in dieser Weise fort, scheiden die Wortführer der Partei nicht gewisse feile Handlanger und Miteſſer, die in die Reihen nur Verwirrung bringen, als gefährlichen Ueberfluß aus, nehmen diese Selbstvernichtungen der Partei nicht ein Ende, so ist die allgemeine Niederlage der Partei und der Untergang der bessern Sache unvermeidlich. Den gekränkten Individualitäten wird nichts übrig bleiben, als zu denken an die dann zur äußersten Nothwendigkeit gewordene Selbsterhaltung. Die Persönlichkeiten werden sich vernichten untereinander, die gemeinsamen Wappen und Fahnen werden unter den Füßen der

Kämpfenden zertreten werden und die Gegenpartei wird es ſein, die den Moment benutzt und den unverſtändigen Wortführern ihr vae victis! in die Ohren donnert, wenn es zu ſpät iſt.

4.

Die Freiheit der Zerrbilder.

Trotz Herwegh-Ausweisungen, Zeitungsverboten und Concessionsrücknahmen kann man die gewaltigen Fortschritte der deutschen Presse nicht leugnen. Selbst in den Actenstücken, die die neuesten so viel besprochenen ministeriellen Reactionen auf ihre Gründe zurückführen, findet man Zugeständnisse, die man dem vor drei Jahren noch so verhaßten Zeitgeist nicht gemacht hat. Welche Lebendigkeit jetzt auf einem Felde, wo man früher nur mit Filzschuhen auftreten durfte! Die Zeit von jetzt würde der Zeit von damals ein Gräuel scheinen.

Die heutige Preſſe ſetzt mit rührigen Hebeln Begriffe in Umlauf, die man früher kaum nannte, geſchweige erörterte. Die preußiſche Preſſe war in eine Lethargie verſunken, von der man nicht wußte, ob ſie eine Folge des Gebots von oben oder des freiwilligen Gehorſams von unten war.

Man kann es nachweiſen, ob dieſer großartige und ewig denk- und dankwürdige Aufſchwung der öffentlichen Meinung mit oder gegen den Willen Friedrich Wilhelms IV. erfolgte. Dieſer Nachweis ſoll uns hier nicht beſchäftigen. Die Thatſache iſt an ſich eine ſo erfreuliche, daß wir ihren Quellen nicht nachſpüren wollen. Die preußiſche Preſſe hat die übrige deutſche mit fortgeriſſen und es wird ſtarker Reactionen bedürfen, ſie ſo bald wieder in das alte Bett ihrer früheren Trägheit zurückzudämmen.

Friedrich Wilhelm war im Lande der freien

Staatsformen und der freien Presse. An seinen vorjährigen Besuch in England knüpften sich große Erwartungen. Es war eine Reise, die der König nur aus persönlichen Motiven unternommen zu haben schien. Der König hat Englands Preßzustände studirt, er hat mehr aus England zurückgebracht als den Honny-soit-Orden; — die noch nicht genug gewürdigte Freiheit der Carrikaturen.

England ist die Wiege der Zerrbilder. Zu allen Zeiten waren gezeichnete satyrische Anspielungen dort an der Mode, ja Hogarth hat dieses Genre zur Kunstform erhoben. Die englischen Zerrbilder sind in die Geschichte des Landes verwebt. Sie haben für die Volksfreiheit, für den Parteienkampf mitgestritten. Die Republik, die Restauration, der Untergang der Stuarts, die Kämpfe der Whigs und Tories, Pitt, Fox, Canning — alle Phasen der neuern englischen Geschichte haben ihre politischen Zerr-

bilder, und oft wichtige, oft entſcheidende aufzuweiſen. Die neueſte Zeit war daran überreich. Georg's Wahnſinn wurde nicht geſchont. Wellington wurde im Bilde greller hingeſtellt, als in den Memoiren der Wilſon, H. B.'s berühmter Griffel hat alle möglichen „Lamm"-Anſpielungen in ſeiner Verfolgung Lord Melbourne's erſchöpft. In England iſt das Zerrbild eine politiſche Waffe.

In Frankreich iſt die Freiheit jünger und das Ehrgefühl der Perſonen empfindlicher. Die franzöſiſche Carrikatur iſt zu allen Zeiten graziöſer geweſen und muß den verwöhnten Schönheitsſinn der Deutſchen mehr anſprechen, als die engliſche. Bei alle dem hat aber das Zerrbild in Frankreich nicht Wurzel ſchlagen wollen. Das Charivari von heute darf ſeit geraumer Zeit keine politiſchen Carrikaturen mehr bringen. Es geißelt nur noch die Thorheiten des pariſer Le-

bens und seine ergiebigste Quelle sind die Travestissements und Quiproquos des Carnevals.

Als man vor einem Jahre etwa in Berlin Carrikaturenfreiheit decretirte, werden wol Viele erstaunt sein. Ich gestehe, zu diesen Staunenden mitgehört zu haben. Man verweigert uns die Freiheit der Feder und gibt die schwarze Kreide des Lithographen frei? Man gibt uns nicht die Freiheit der Presse, sondern die Freiheit der Carrikaturen. Wer hat diese Freiheit begehrt? Wo liegt in unserm Volk der Sinn für Zerrbilder? War in einer Zeit so bittern Ernstes das Bedürfniß zum Scherze da?

Ich wiederhole, daß ich diese Carrikaturenfreiheit nicht begreife. Man gibt Arabesken frei und nicht das innere Bild. Man gibt Randverzierungen frei und nicht den Spruch, den sie einschließen. Kein Mensch hat diese frivole Freiheit der Zerrbilder begehrt. Sie entspricht keinem einzigen Zuge im deutschen Charakter. Wir

haben nichts von jener hämiſchen Spottſucht, mit der der ohnmächtige Italiener ſo gern ſein Müthchen kühlt. Bei uns würde die Säule des Pasquino leer ſtehen, ſelbſt wenn ſie von Rathswegen in jeder Stadt aufgeſtellt würde.

Die Carrikatur iſt eine Superfötation des politiſchen Lebens. In dieſem Sinne erfreut ſich England an ſeinen Carrikaturen. Wo Preßfreiheit herrſcht, iſt der Misbrauch der Carrikatur unſchädlich. In einem Lande, wo man mit ſeinem ganzen Daſein ſich der Oeffentlichkeit preisgeben muß, gibt man auch ohne Leidweſen herzlich gern ſeine Naſe, ſeinen Buckel, ſeinen deutungszuläſſigen Namen preis. In England iſt die Carrikatur der Humor der Preßfreiheit. Sie hebt den furchtbaren Ernſt dieſer Inſtitution auf, ſie iſt bei aller Bitterkeit im Vergleich zur Macht der Preſſe etwas Harmloſes und ſo faßt ſie auch die eng-

lische Gesetzgebung. Die englische Justiz bestraft Libelle, aber keine Carrikaturen.

Die Freiheit der Zerrbilder kann wie die heilige Preßfreiheit der Fluch eines Volkes werden. Was nützt uns die Schwimmkunst ohne Wasser? Was kann eine Maschine, die man ohne Gegenstand arbeiten läßt, anderes, als sich selbst zermalmen? Preßfreiheit ohne ein freies Volksleben, ohne freie Institutionen, ohne Geschwornengerichte, ohne eine durch alle Poren unseres öffentlichen Lebens schon gedrungene politische Toleranz würde für die Nation eine Plage werden. Carrikaturen endlich ohne Preßfreiheit artan vollends in widerwärtigen, sittenverderblichen Schabernack, in äffische Straßenneckerei, in gemüthlose Possenreißerei aus. Erleben wir es nicht jetzt schon in Berlin? Einige Zerrbilder haben großen Erfolg gehabt und weckten den Speculationsgeist der Bilderhändler. Seitdem die drolligen Zusammenstellungen von

Straußen, Bauern, Böttchern u. ſ. w., die beziehungsreichen Gruppen aus der politiſchen Thiersymbolik verboten ſind, macht der geweckte Induſtrialismus Satyren auf die Elsler, auf die deutſche Flotte, auf jede öffentliche Perſon und zuletzt auf ſich ſelbſt. Treibhauspflanze iſt alſo auch dieſe Freiheit. Sie gehört einem fremden Klima, einem fremden Himmelsſtriche an und ſoll ſie uns gehören, müßten erſt gewaltige Aenderungen in unſerer Temperatur vor ſich gehen.

Der Zweck dieſer Rüge iſt nun nicht der, der preußiſchen Regierung die Zurücknahme ihrer Carrikaturenfreiheit anzurathen. Im Gegentheil, man gebe ihr eine ſittliche Begründung. Dieſe ſittliche Begründung iſt keine andere, als die Preßfreiheit. Aber man gebe auch die Preßfreiheit nicht, wenn nicht mit der ſittlichen Begründung der freieſten öffentlichen Inſtitutionen. Statt das Haus der Freiheit von oben zu bauen, fange man vernunftgemäß von unten an. Die

Carrikaturenfreiheit ist die äußerste Spitze eines solchen Baues, der Besen des lustig singenden Schornsteinfegers aus dem höchsten Rauchfang, der Richtjubel der Zimmerleute, wenn sie dem fertigen Dach den Kranz aufsetzen. Den Bau der Freiheit aber mit Carrikaturen von unten anzufangen, die Zerrbilder in das Erdgeschoß zu verlegen, heißt die Menschheit verwirren und statt Engel Kobolde zu ihren Tröstern machen.

*

Sie ist zurückgenommen.

5.

Der Biſchof Eylert über Friedrich Wilhelm den Dritten.

Freilich würde man dies vielbeſprochene Buch gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Biſchofe Eylert etwas mehr kennten, als ſeine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen iſt das Prisma, durch welches die Lichtſtrahlen des von ihm behandelten Gegenſtandes gebrochen werden. Mistrauen gegen die authentiſchen Aeußerungen und beſonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wol aber möchte man wiſſen, auf welchen Ton die Taucherglocke geſtimmt iſt,

mit welcher der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint der Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu sein, ein Geistlicher aus jener rheinischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seiner „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche sehr zurücktreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wol ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen sein. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, ein wenig gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, was aber im kälteren deutschen Norden an diesen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser

Richtung angehört, ob ſie auf ſeine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht beſtimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in dieſem Buche als ein Menſch von hoher Religioſität geſchildert. Die Religion und ganz entſchieden in der Form des poſitiven Chriſtenthums war die Grundlage ſeines Lebens. Der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus beſeligte ihn und es war das Leben ſelbſt, es war ſein Schickſal, das ihn zu dieſem Glauben hinführte. Die herbſten Schläge des Geſchickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte ſeiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von ſeinen eignen Unterthanen, gepeinigt von tauſend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Gebietern zuflogen, traf ihn noch der Verluſt einer Gattin, deren kräftiger, entſchloſſener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vaſall Napo-

leons mußte er in Berlin regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die Achtung seiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs, schildert eine Lage, die soweit ging, daß der König sich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mistrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Nun aber kommt der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph. Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das schwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm

unmöglich Geſchienene war geſchehen und von dieſem Augenblick, wo ein minder beſcheidener Sinn ſich würde überhoben haben, glaubte er an eine faſt unmittelbare Einmiſchung Gottes in die Schickſale der Menſchen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Biſchof zu ſprechende Beweiſe anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war dieſe Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltſame Leidenſchaft für die Religion, ſondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabſtimmung des innern Menſchen unter ein ewiges Geſetz, eine Unterordnung aller ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewiſſens. Der Biſchof ſchildert eine religiöſe Entwickelung, die ſich in ihrem unausgeſetzten Ernſt und einem unbefangenen, aufrichtig ſich Rede ſtehenden Denkvermögen faſt bis zu einer Theologie des Her-

zens ſteigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinſte gehenden, religiöſen Innerlichkeit, dies Bild eines nach Gottſeligkeit ringenden Verlangens, das ſelbſt, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbſtpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem ſolchen Chriſten den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte ſich ſomit der König für ſein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, ſo muß man über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Chriſtenthum, nach ſeiner Auffaſſung, auf einen Menſchen, der mit dieſer Auffaſſung des Chriſtenthums harmonirte. Die Grundlage dieſes Menſchen war ſchon eine homogene. Güte und Wohlwollen ſcheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden ſehen, weil ihn fremdes Leiden ſelber ſchmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte dieſe Empfind-

ſamkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menſchen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für ſein ganzes Leben in den Geſichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, ſo war auch bei dieſem Fürſten eine entſchiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vorherrſchend. Man mußte ſich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete ſich ſelber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Geſichter ſehen und malte ſich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zuſtände anderer Menſchen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug ſeines Weſens war die Entſagung. Oft getäuſcht in ſeinen Hoffnungen, hatte er ſich gewöhnt, an die Hoffnung keine Anſprüche mehr zu machen. Den meiſten Dingen ging er, weil er ſie zu verfehlen fürchtete, von ſelbſt aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

er freiwillig auf, da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, ſtellte er nie eine Probe an. Auch dieſe Entſagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieſer trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraſchungen, zur ſtillen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung von Wünſchen. An Zügen dieſer Art ſind die Mittheilungen des Biſchofs beſonders reich. Einige davon runden ſich wie kleine Familiendramen ab und ich glaube wol nicht, daß Jemand die Geſchichte von dem Pfarrer Kärſten S. 290 u. folg. ohne Thränen wird leſen können.

Das Bild des Menſchen, welches in dieſem Buche aufgerollt wird, iſt ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte in der Regentengeſchichte einzig daſtehen. Eine andere Bewandtniß hat es freilich mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht

von ſeinem hohen Berufe auf das Heiligſte durchdrungen geweſen wäre, nicht, daß man irgend Urſache hätte, an ſeiner Gerechtigkeitsliebe, Sparſamkeit, an ſeinem Geſchäftsfleiße, an ſeiner ſpeciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in dieſem Betracht wollen wir dem Verfaſſer unbedingt das Beſte glauben. Nur dieſe Frage ſei uns geſtattet: Iſt es nicht ein ſehr großer und in ſeinen Folgen höchſt bedenklicher Widerſpruch, wenn ein König in demſelben röthlichen Schimmer am Horizonte ſeine Abendruhe findet, in welchem ſein Volk das Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt ſeines innern Menſchen. Der Feind war geſchlagen, ſein Land ihm wieder gegeben. Nach ſo vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden. Der Krieger verwandte ſein Schwert wieder zum Eiſen

ſeiner Pflugſchar. Für Friedrich Wilhelm ſchien die Frage der Zeit abgethan. Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in ſein Inneres ein, widmete ſich der Religion, ſtiftete mit den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten proteſtantiſchen Confeſſionen, ſetzte eine neue Agende des Gottesdienſtes auf, ſchützte die Künſte des Friedens, gab den Künſtlern freie Plätze zu großen Bauten, bereicherte die Muſeen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade ein neuer Krieg, ein Kampf, der endlich von der militäriſchen Gewalt freigewordenen Geiſter? War die Revolution der Welt beendet oder erſt eine militäriſche Epiſode derſelben? Standen die Völker ſtill oder begannen ſie nicht erſt jetzt ihre Wege und Märſche, die folgenreicher werden ſollten, als die Züge über die Alpen und die Märſche nach Rußland? Von dieſem triumphi-

renden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwieſpalt zwiſchen dem, was man beendet glaubte, und dem, was nun erſt beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in ſich ſelber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß ſein Volk mit ihm den Durſt nach jenſeitigen Dingen theilte. So wie ſein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdiſche wurde, ſo hätte er gern ſein ganzes Volk mit ſich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erſt folgte ihm ſeine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Misverſtändniß. Die Union ſelbſt, die Agende, ſeine raſtloſen Bemühungen für die Wirkung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbitterten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verſtimmte. Er führte ſie eine Zeitlang und gab ſie dann auf. Er zog ſich von

einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, er isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht sie nicht auf, selbst die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er sie gehört hat. Das Princip der Ruhe und der Stabilität wird Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes diesen Widerspruch eines an sich so edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte

der gewiſſenhafte Beurtheiler verſchweigen, daß in einer ſo lärmenden und unruhigen Zeit dieſe an ſich ſo rührende Demuth und Vereinſamung an einem Regenten nicht zu billigen war?

IV.

Italieniſche Fragmente.

1.

Würzburg.

Iſt das der Main? Iſt das derſelbe träge, charakterloſe, gelbe Strom, an welchem die Geldſäcke Frankfurts liegen? Sind dies dieſelben Wellen, die ohne Poeſie, ohne plätſcherndes Murmeln, ohne belebendes Fiſchgewimmel, ohne den Spiegel grüner Uferränder ſich in das große Gedicht des Rheins verlieren? Man erkennt ihn hier nicht wieder, den alten, mürriſchen frankfurter Börſenſpeculanten. Er hat eine Jugend, die jenes Alter nicht ahnen läßt. In ſeinen Anfängen keine Spur von dem hypochondriſchen Herrn, der ſich in ſeinen alten Tagen

hinſetzt, um Capitalien zu hüten und Staatspapiere zu bewachen. Der Main hat wirklich eine Jugend, wie Ihr ſie Alle hattet, eine muntere, ſtrahlende, luſtig geſchlängelte Jugend! An ſeinen Ufern ſonnt ſich auf bergigen Terraſſen die würzige würzburger Traube, Burgentrümmer ragen von kantigen Felsvorſprüngen herab auf ſeine ſchäumenden Strudel; durch den Speſſart kämpft er ſich wie ein kühner Ringer mit Lurleyecho und Bingerſtrudeln hindurch. Erſt hinter Aſchaffenburg fängt ſein Holland an.

Die Würzburger zürnen nicht, wenn man ihre Stadt unſchön gebaut nennt. Ihre gedruckten privilegirten Wegweiſer ſagen ſelbſt: „Würzburg iſt nicht ſchön, aber fromm.“ Die Frömmigkeit wird wenigſtens ausgedrückt durch eine Unzahl von Erinnerungen an die alte geiſtliche Herrſchaft, an jene wilden Prieſterzeiten ſowol, wo, wie in Goethe's Götz, die Biſchöfe

auf der Altane des Bergſchloſſes mit ihren ſingenden Liebetrauts und ihren liebenden Adelheits kredenzten, Schach ſpielten und in Ovid'ſchen Witzſpielen ſich übten, wie an jene mildern Prieſterzeiten des vorigen Jahrhunderts, wo ſich gerade dieſes Bisthum des eignen Glückes erfreuete, von einer Reihe kunſtliebender und wahrhaft hochgeſinnter geiſtlicher Herren beherrſcht zu werden. Dieſe alte Prieſterzeit mit ihren ſteinernen Reliquien ſitzt dem jetzigen Würzburg wie ein weitbauſchiges, tauſendfaltiges, für eine wohlgemäſtete Körperfülle berechnetes Chorhemd. Es ſchlottert dieſer baierſchen Kreishauptſtadt am Leibe herum und der Körper von heute müht ſich vergebens, die Hülle von geſtern auszufüllen. Nun ſtehen ſie da dieſe unermeßlich weiten Jeſuitencollegien, dieſe langen, öden Convicte, dieſe Klöſter und die prächtigen Hallen eines in ſeiner Art einzigen, durch Pracht und einen wahrhaft ſtolzen Grundriß ausgezeichneten

Residenzschlosses. Es war eine Welt, die einst in freien, großartigen Pulsschlägen hier lebte, und jetzt stockt der Organismus, aus den Steinen ist die Seele entflohen, und wie sich auch der Staat bemühen möge mit Schulen, Beamten, Soldaten und neumodischen Religionsstiftungen diese Räume wieder auszufüllen, die alte bischöfliche Hoheit weist stolz diesen erniedrigenden Provinzialgeist der Bureaukratie und der Administrativ-Verwaltung zurück. Hunderterlei entgegengesetzte Verwaltungszwecke hat man oft in ein einziges dieser großartigen alten Gebäude eingepfercht, aber man kann die Ruine nicht wieder beleben, man kann dem Ganzen jenen entflohenen Geist wahrhafter Größe nicht wieder einhauchen.

Mit Wehmuth ruht das Auge auf der Façade des Residenzschlosses. Ein Gebäude von Selbständigkeit, durchaus nicht so sklavisch den französischen Vorbildern nachgeahmt, wie andere

Sitze dieſer Art. Italiener, nicht Franzoſen, haben hier gebaut, gemeißelt und gemalt. Ein anmuthiger Kunſtgarten ſchmiegt ſich an das erhabene Gebäude. Der Mairegen hatte die Blütenbäume erquickt; in friſcher Fülle lachte die üppige Natur dem durch die Wolken dringenden Sonnenſtral entgegen. Ein ſchönes Geſetz, das mir beſſer gefällt, als die Abbitte vor dem Bilde des Königs, ſchützt mit den nachdrücklichſten Strafen die Singvögel vor jeder Verfolgung, ihre Neſter vor jedem Raub, und ſo zwitſcherte es luſtig in den Zweigen und die kleinen Sänger hüpften vertraulich, keines Ueberfalles gewärtig, ſicher gemacht durch ihren rechtlichen Schutz, in den verſchlungenen Wegen vor dem Wanderer her, ſcharenweiſe, faſt mit den Händen greifbar. Und überall tönte doch nur das Echo der Einſamkeit! Der Nachhall eines Verlaſſenſeins, das mir unwillkürlich den Gedanken weckte: Wie viel hat Deutſchland

an Kraft vergeudet? Wie viel Leben, wie viel Geſchichte auf Nichts verwandt! Was iſt übrig geblieben von einer Fülle der kräftigſten Anſtrengungen, von unermeßlichen Volksleiden und von Regentenreihen, die ſich einbildeten, für die Ewigkeit zu ſchaffen? Was Frankreich und England mit dem Fleiß und dem Mark von Jahrhunderten zuſammentrug, das ſteht doch jetzt da in Kraft und Fülle, iſt ein Beſitz der Nation, ein Wall, eine Mauer im Gebäude des Ganzen. Wofür hat ſich aber Deutſchlands Geſchichte gemüht? Jahrhunderte arbeiteten und die Frucht iſt jetzt eine Seufzerallee, ein melancholiſcher Gartenhain, in dem die Nachtigallen niſten, ein ödes Schloß, das Niemand bewohnt, deſſen Höfe, Treppen und Gänge geſpenſtiſch widerhallen, deſſen kunſtvolle Deckengemälde abbröckeln, ein Reſt, eine Errungenſchaft, einträglich nur noch für einen alten Caſtellan, der uns für ein Trinkgeld die öden Zimmer aufſchließt.

Noch rührender, aber zugleich sehr lehrreich, ist die Stellung, welche eine andere weltlich-geistliche Reliquie hier zur Gegenwart einnimmt. Die berühmte Stiftung des Bischofs Julius, das weltberühmte Juliusspital, hat sich in segensreicher Wirkung erhalten. Bei einem Werk der Pietät, bei einem Bau, der Menschenliebe gewidmet, war es gleich, ob ein Krummstab oder eine Krone, ob Priester oder weltliche Beamte diese Länder regieren. Das hinfällige Alter ist ewig; das Siechthum der Leidenden und die Krankheiten des Gemüthes, die in diesem Hospital eine so berühmte Pflege finden, werden nie aussterben. Es ist ein grauenhafter Gedanke, Millionen an Bauten verschwendet zu sehen, deren Bedeutung auf dem Vergänglichsten begründet ist, auf dem Geschmack. Der Geschmack ist wandelbar, die Liebe aber beständig. Alle eure Prachtgebäude, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, wie leicht kann

eine ſpätere Zeit ſie als geſchmacklos ſtehen laſſen! Aber an dem ſteinernen Koloß des Juliusſpitals geht man nicht vorüber, wird man nie vorübergehen.

Man betritt einen großen geräumigen Hof, wo man rings die Greiſe und Matronen in dem milden Sonnenſtral ſich wärmen ſieht. Sie ſitzen unter den Arkaden, oder ſtreifen an der offenen Küche vorüber, wo der Inhalt ungeheurer Gefäße ſchon am Feuer brodelt und ſiedet, neugierig prüfen ſie, was der milde Biſchof Julius vor dreihundert Jahren befohlen hat, ihnen heut zu Nacht vorzuſetzen. Das Juliusſpital hat ein jährliches, reines Einkommen von ſechsmalhunderttauſend Gulden, das ſich durch den Ertrag eigner Heerden, eigner Weinberge, eigner Wälder, eigner Fiſchgerechtigkeiten bis über eine Million erhöht. Jene langen Fenſtergalerien ſind die Säle der Kranken. Ein eben angekommener, ſonderbar verſchloſſener Wagen

brachte einen neuen Irren zu den Vielen, welche in dem Hoſpitale ſchon Aufnahme fanden. In dem hintern Garten wandeln die unſchädlichen Gemüthskranken, trübſinnig oder mit kindiſchen Geberden, durch die botaniſch gepflegten Beete und legen wol ſelbſt Hand mit an, dem Gärtner ſeine Arbeit zu erleichtern. Auf den Bänken ſitzen geneſene Bauern und Handwerksburſchen in weißen Kitteln und athmen den ſtärkenden Balſam der Frühlingsluft ein. In der Klinik dieſes Juliusſpitals liegt der Ruhm und die Stärke der würzburger mediciniſchen Facultät. Hier werden die merkwürdigſten Krankheitsfälle behandelt. Unheilbare ſuchen hier ihren letzten Troſt und die, welche vom Leben ſcheiden müſſen, und vorher die Pflege des frommen Julius erlebten, müſſen es ſich gefallen laſſen, auf jenen kleinen Tiſch gelegt zu werden, wo ſie der Profeſſor zerſchneidet und gliedweiſe an die lernbegierigen Studenten zum Prä-

pariven austheilt. Ein diesem Zweck gewidmetes grauenhaftes kleines Häuschen steht zur Rechten des Gartens, dicht an einem steinernen Bassin, in welchem für die Botanik oder die Apotheke Sumpfpflanzen gezogen werden. Ein Haufen Knochen moderte an den feuchten Mauern. Hätte man diese trübe, letzte Nothwendigkeit der Armuth und des Elends nicht etwas weiter von den Lagerstätten des vielleicht schon aufgegebenen und doch noch hoffenden Siechthums entfernen können?

Man sagt, daß es sich in Würzburg trotz des Spitales sehr heiter und fröhlich leben lasse. Nach der Musik in den öffentlichen Gärten, nach den lebhaften Debatten über das eben geschlossene Wintertheater, nach dem glänzenden Tanzsaale des auch literarisch vortrefflich ausgestatteten Museums zu urtheilen, muß man es glauben. In allem Uebrigen liegt das bairische

Bier mit dem edlen Frankenweine im Streite. Ich ſchied mit dem Wunſche: Möchte die Kelter nie dem Bottich, der Geiſt der Rebe hier nie dem Geiſt des Hopfens erliegen!

2.

Italien und die Italiener.

Es ſchwebt mir ein Buch über Italien vor, wie ich es ſelbſt nicht ſchreiben kann, das man aber ſchreiben ſollte. Wer war nicht von Goethe bis auf Nikolai in Italien? Ich meine gedruckt, in italieniſchen Skizzen, Bildern aus Italien, in Jenſeits der Berge u. dergl. Aber wie eigenthümlich auch bei Dieſem oder Jenem die Auffaſſung des ſchon hundertmal dageweſenen Stoffes ſein mag, ſo ſind ſich doch alle Reiſeberichte darin gleich, daß ſie ſich mit nur ganz ſubjectiven Eindrücken beſchäftigen. Man läßt das Italien von heute bei Seite liegen und

gräbt sich nur das antike aus den alten Mauerresten, oder lorgnettirt sich das mittelalterliche Italien aus den tausend Ellen bemalter Leinwand heraus. Dem Italien von heute widmet man nur Klagen über die Gasthäuser und Flöhe, Klagen über die Grenzvisitationen und die tausend Unbequemlichkeiten, denen nordische Verwöhnung im Lande des Südens ausgesetzt ist. Von der Lage des Volkes im Großen aber, von den politischen und commerziellen Zuständen, von den Stadt- und Landbehörden, vom häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Italiener erfährt man nichts.

Ich sage, daß ein Werk ohne diese Lücken zu schreiben auch mir nicht möglich ist. Es gehört dazu nicht nur eine Kenntniß der italienischen Sprache, wie ich sie nicht besitze, sondern auch ein langjähriger Aufenthalt, der sich's in den Städten bequem gemacht hat, der die Gasthäuser, die großen Hauptstraßen, die Baudenk-

mäler, die Statüen und Gemälde der italieni-
schen Reisemode überläßt und keine Mühe scheut,
von der Oberfläche in das Innere dieser frem-
den Zustände einzudringen. Möglich, daß ein
solches Studium sehr zum Vortheil der Italie-
ner ausfällt. Die italienischen Gelehrten, die
sich durch große Zuvorkommenheit auszeichnen,
würden Versuche dieser Art nach Kräften unter-
stützen, und Raumer, der in seinen Schriften
über Italien als eine sehr ehrenvolle Ausnahme
von dem üblichen italienischen Reisestyl zu nen-
nen ist, kann bezeugen, daß man in diesem
Falle eine reiche Ernte wenigstens von allerhand
statistischen Notizen erhält. Die Palme des Ver-
dienstes, ein solches Werk über Italien, wie es
wirklich ist, geschrieben zu haben, ist noch immer
zu erobern, und es scheint in der Natur der
Sache zu liegen, daß der, welcher sie einst
bricht, kein Engländer oder Franzose, sondern
ein Deutscher sein wird.

Die italieniſche Reiſeliteratur, da ſie ihrer Natur nach ſubjectiv iſt, wimmelt auch deshalb von Unrichtigkeiten. Selbſt von denen, die gründlich erſcheinen, werden Kirchen, Maler und Bildhauer verwechſelt. Ein Wuſt von Notizen wird auf Treu und Glauben, ohne Prüfung, aus einem Buche in das andere verſchleppt. Ja, es ſcheint, als wenn man erſt ſeit ganz kurzer Zeit anfängt, dieſen Ballaſt der Guides des voyageurs einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Iſt man doch nicht einmal über das Aeußerlichſte, über Naturſchönheiten, im Reinen. Die Borromäiſchen Inſeln im Lago Maggiore, früher das Eldorado aller italieniſchen Reiſeſehnſucht (wozu auch der gute Jean Paul, der Italien nur aus Kupferſtichen kannte, mit beitrug), ſelbſt dieſe Inſeln müſſen ſich jetzt gefallen laſſen, in ihrer verkünſtelten Cultur von neuern Reiſebeſchreibern geſchmacklos genannt zu werden. Den Preis der Oberflächlichkeit verdie-

nen sich aber auch hier wieder die in Italien so angebeteten Franzosen. Selbst Schriftstellern, wie Alexander Dumas, die in Italien monatelang wohnten, können Lächerlichkeiten, wie folgende, passiren. Alexander Dumas schreibt in der Revue de Paris, er hätte einmal wieder Italien besuchen wollen, aber in dem ersten Grenzstädtchen schon hätte er eine Barbarei gefunden, die ihm so unausstehlich erschienen wäre, daß er sogleich wieder die Rückreise angetreten hätte. Ueber einem kleinen Laden eines Städtchens im Fürstenthume Monaco hätte er gelesen: chi si vende pani e articoli da moda. „Wie," ruft Dumas entrüstet aus, „will dieses Land immer mehr verwildern! In Italien verkauft man in demselben Laden Brod und Modeartikel! die Bäcker sind Modisten. Wer weiß, ob hier nicht auch die Modisten nebenbei Bäcker sind!" Alexander Dumas hat hier nur einen Beweis der den Franzosen eignen Flüchtigkeit gegeben. Die

gute Modiſtin im Fürſtenthum Monaco war keine Bäckerin, ſondern nur ein ſchlechter Orthograph; ſie hatte in pani ein *n* ausgelaſſen, und Alexander Dumas hätte wol ſelbſt errathen können, daß unter ſeinem „pani" panni, Tücher gemeint waren.

Solche Fehler verbeſſert man nun ſehr bald durch das Wörterbuch. Wo aber iſt der Schlüſſel, der uns den Charakter der Italiener aufſchließt? Wir kommen nach Italien mit dem beſten Willen, gegen dieſe Nation gerecht zu ſein. Wir wollen ſie nicht nach unſern Räuberromanen beurtheilen. Wir überreden uns heilig, es wäre unmöglich, daß eine ganze Nation nur aus prellenden Gaſtwirthen beſteht. Und doch begegnet uns wenig, was uns beſtimmen könnte, zu dieſem Volk ein beſonderes Vertrauen zu faſſen. Wenn man in einer italieniſchen Stadt an einem Platze ſteht, ungewiß, welchen Weg man einſchlagen ſoll, wenn man

einen reinlich gekleideten Menſchen anredet: „Sagen Sie mir den Weg zur ungariſchen Huſarenkaſerne,“ wenn er ihn uns beſchreibt, dann aber den Hut abnimmt und ſich dafür ein Trinkgeld ausbittet; dann kommen alle unſere guten Vorſätze in Gefahr, umgeſtoßen zu werden. Man fühlt plötzlich zwiſchen ſich und dieſem Volke eine unüberſteigliche Scheidewand. Man vermißt die Höflichkeit und das immer artige Wohlwollen der Franzoſen, die oft plumpe, aber zuverläſſige Solidität der Engländer, vollends aber die biedere Zutraulichkeit der Deutſchen. Man ſieht ein Volk, das uns jedes Anſchmiegens an Andere, ja an ſich ſelbſt unter einander, unfähig ſcheint. Sie iſoliren ſich Alle; Jeder geht den eignen Weg, von dem er glaubt, daß er ihn zum Ziele gewinnreicher Geſchäfte führen wird. Nichts Herzliches, Trauliches, was ſie unter einander vereinigte, ſondern die Vereinzelung iſt als Volkscharakter ſo ausgeſprochen, daß

ſie bei den gebildeteren Claſſen die abſchreckendſte Geſtalt des Egoismus annimmt. Man braucht es in der Phyſiognomik nicht bis zum Phrenologen gebracht zu haben, aber der Beſuch der Wirthshäuſer, der Caffee's, des Theaters reicht ſchon hin, um auf allen dieſen ſcharfgeprägten Geſichtszügen eine ſich überall gleichbleibende Linie wiederzufinden, dieſen kalten Zug der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen den Andern, dieſer Sorge, ſich nicht durch die Unbehaglichkeit des Nebenmannes behelligt zu fühlen, dieſen Zug einer beim gemeinſten Italiener wunderbar ausgebildeten ſelbſtändigen Individualität, einen Zug, in welchem die ganze ſubjective Kraft der Selbſterhaltung, aber auch ein ganzes Gefolge liebloſer Eigenſchaften liegt. Sei es nun von Natur oder durch politiſche Umſtände, der Italiener iſt ganz Privatmenſch. Sein Sinn für's Allgemeine erſtreckt ſich nur bis zum Rhetoriſchen, das heißt, bis zum Ruhme, für den er

glüht, für den er ſich in Leidenſchaft verzehrt. Die häßliche Entartung des Ehrgeizes, die Ruhmſucht hat eine noch häßlichere Stiefſchweſter: den Neid. Die Italiener ſind untereinander neidiſch. Auf innere Vorzüge, wie auf äußere Ehre, auf Reichthum, auf Glück, auf Verdienſt. Daß ein italieniſcher Maler ein ſchönes Bild ſeines Nebenbuhlers zu vernichten ſuchen kann, iſt gewiß. Daß Künſtlerneid die Schuld jenes Brandes war, der das Atelier des berühmten mailänder Bildhauers Pompeo Marcheſe verzehrte, ſoll erwieſen ſein.

Heinrich Leo hat in ſeiner, jenſeit der Alpen ſehr geachteten und überſetzten italieniſchen Geſchichte den Iſolirungstrieb der Italiener ſehr wahr und treffend als ein Merkmal ihrer Geſchichte hervorgehoben. Die Uneinigkeit der Italiener iſt nicht jene deutſche Uneinheit, die eine erzwungene, von den Umſtänden verſchuldete iſt. Es iſt wahr, fünf Franzoſen, die ſich

verſammeln, werden ſich ſchnell entſchließen, nur eine Meinung und eine That zu haben. Fünf Deutſche haben leider fünf Meinungen, aber wenn es zur That käme, würden ſie ſich, wenn auch etwas langſam und immer verſpätet, doch nur zu einer einzigen That entſchließen. Fünf Italiener aber haben fünf Meinungen und fünf verſchiedene Thaten. Nach Karl Ritter's-Weiſe, den Charakter der Geſchichte eines Volkes aus ſeinen geographiſchen Bedingungen herzuleiten, hat auch Heinrich Leo die Iſolirung der Italiener mit jener eigenthümlichen Thälerformation des Landes, die eine Folge des Laufes der Apenninen iſt, in Verbindung gebracht. Das Land gleicht ſeiner Gebirgsbeſchaffenheit nach einer Schieblade mit vielen kleinen Fächern. Gefach verhält ſich gegen Gefach gleichgültig, und nur die Sprache iſt es, die die Bewohner aller dieſer Thäler verbindet.

Es iſt gewiß charakteriſtiſch, daß in der ita-

lieniſchen Poeſie die Vaterlandsliebe in jener Form, wie dieſes Element der Begeiſterung in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur lebt, ſich nicht ausgeprägt findet. Wir ſtoßen zwar überall auf blumenreiche Schilderungen der Schönheit Italiens, wir finden, daß die mehr beziehungsreiche Poeſie Italiens viel heiße und wahre empfundene Klagen über Italiens Werth und verfehlte politiſche Bedeutung ausſtößt, aber in dem warmen Tone, in welchem Schiller ſpricht:

Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinen ſtarken Armen!

im Tone einer Vaterlandsliebe, die zugleich Bruder- und verklärte Menſchenliebe iſt, in dieſem Sinne möchte man Beiſpiele, die vertrauensvoll im Tone der Hoffnung und der Zuverſicht von der Anhänglichkeit des Italieners an ſeine Heimat ſprechen, nicht finden. Die politiſche Poeſie der Italiener iſt gerade darin ſo ergreifend, daß

der Zorn und die Wehmuth der Dichter eben ſowol den öffentlichen Gebrechen, wie der Schlaffheit des Volkes, der Ohnmacht, Gleichgültigkeit und Zerſplitterung der Parteien gilt.

Das Urtheil, welches die Italiener über ſich ſelbſt fällen, lautet meiſt ſehr ungünſtig. Sie werden nicht geneigt ſein, eine andere Nation der ihrigen vorzuziehen, und doch haben ſie ihren Landsleuten tauſend Dinge vorzuwerfen. Ich habe gebildete Männer in Italien geſprochen, die vor jedem Einzelnen den Hut abziehen und ſie Alle zuſammen Canaille nennen. Man ſieht, es iſt der Privat-Geſichtspunkt, wie ich ihn oben nannte. Menſch gegen Menſch, Familie gegen Familie, Stadt gegen Stadt, nichts Allgemeines und Durchgreifendes. Napoleon war ein Italiener und die Italiener haben nicht wenig Urſache, auf ihn ſtolz zu ſein, aber es iſt bekannt, daß Napoleon ſeine Landsleute verach-

tete und vor allen andern Nationen gerade sie am wenigsten der Freiheit für würdig hielt.

Die Italiener können sich übrigens diese Beurtheilung schon gefallen lassen, wenn man hinzufügt, daß sie, ihrer ursprünglichen Begabung nach, das geistreichste Volk der Erde sind. Auch wissen sie dies selbst sehr gut und sehen mitleidig auf die Fähigkeiten anderer Nationen herab. Der Italiener verbindet eine lebhafte Einbildungskraft mit einem verschlagenen Combinationstalente. Vermuthungen und Schlüsse zu machen, geht ihm rasch von der Hand. Beim gemeinen Mann findet man die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben nur sehr sparsam, aber wenn das Mädchen, das zu einem der öffentlich sitzenden Schreiber tritt, um sich von ihm einen Brief schreiben zu lassen, diesen Brief selbst dictiren wollte, so würde er gewiß lebhafter und origineller lauten, als ein von einer deutschen Bürgerstochter zierlich geschriebener,

der sich meist in flachen sentimentalen Gemeinplätzen ergeht. Die Sprache des Volks ist reich an treffenden Sprichwörtern, ja man würde selbst das ursprüngliche Talent des gelehrten Italieners erst dann richtig zu würdigen wissen, wenn man untersuchen wollte, wie sehr er seine oberflächlichen Kenntnisse durch scharfsinnige Vermuthungen, durch keckes Tasten und Speculiren zu ergänzen verstanden hat.

Nach dem Zeugnisse: hâ spirito! geizt Alles. Der Philosoph auf dem Katheder, wie der Dandy des Corso, der Staatsmann wie der Morrhaspieler in der Weinschenke, — Jeder will, daß man von ihm sagt: hâ spirito. Geist haben, ist hier schön sein; brutus, was in allen Sprachen dumm heißt, heißt im Italienischen häßlich. Wer klug ist, kann nach dem Glauben des Italieners sich Alles geben; selbst die Schönheit. Man möchte bei einem Volke, welches mitten in Schönheitsanschauungen auf-

wächſt, nicht glauben, daß es im Stande wäre, die Dummheit noch für garſtiger zu halten, als die Häßlichkeit. Freilich iſt auch hier wieder bezeichnend, worin der Italiener den Geiſt findet. Da ihm die Bildung fehlt, wahres Talent vom falſchen, das Tüchtige und Edle vom Angemaßten und Eitlen zu unterſcheiden, ſo iſt er mit ſeinem Prädicat: hâ spirito! auch ſehr verſchwenderiſch. Er ſchenkt dieſes nicht nur dem denkenden Philoſophen, ſondern auch jeder Narrheit, die im Stande iſt, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Bringt dieſe Aufmerkſamkeit gar noch Geld ein, ſo iſt ihm jeder Harlekin ein Genie. Wer in Italien von ſich reden machen kann, iſt der Weiſe des Tages. Es gibt in Mailand Elegants, deren Geiſt man deshalb bewundert, weil ihnen eingefallen iſt, ſich auf ihren Pferden ſo abgeſchmackt nachläſſig zu halten, daß auf dem Corſo alle Vorübergehenden ſtilleſtehen. Ein Anderer fährt in einem kleinen

Wagen auf dem Corso zehnmal ventre à terre auf und ab. In England, dem Vaterlande dieser Narrheiten, würde man damit kaum aus der Masse des Modeunsinns hervortreten; in Italien, wo man im Allgemeinen außerordentlich nüchtern und vernünftig ist, hält man solche Geckereien für genial. Ein Knabe ging vor mir her durch mehrere Straßen, schrie wie ein Besessener, schlug mit roher Unart an alle Thüren und geberdete in einem Lande, wo zwar alles laut ist, aber nichts kreischend, nichts vor der schon genug lärmenden Masse hervortretend, sich so unsinnig, daß alles stillestand — und ihn bewunderte! Wenn man in einem italienischen Gasthofe durch einen Nachtunhold, der sich einbildet, eine schöne Stimme zu haben, bis lange nach Mitternacht schlaflos erhalten wird, so ist es nicht Feigheit, daß sich kein Fenster öffnet, um den nächtlichen Schreihals zur Ruhe zu verweisen, sondern die gehorsame Unterordnung

unter Jeden, der die geiſtreiche Dreiſtigkeit hat, ſich vor uns irgend etwas Verrücktes herauszunehmen.

Vielleicht liegt auch hierin der Schlüſſel, warum man in Italien die deutſche Beſcheidenheit Dummheit und die franzöſiſche Entſchiedenheit Genie nennt. Doch iſt dies mehr eine politiſche Frage.

3.

Tedeschi. Franzeſe. Biscontini.

Von den Deutſchen iſt in Italien nicht viel mehr beliebt, als höchſtens ihr blondes Haar. Man kann es den Italienern kaum verdenken. Jahrhunderte lang haben ſie neben der Tyrannei ihrer eignen kleinen Beherrſcher den ungezügelten Kriegerübermuth der Deutſchen ertragen müſſen. Die römiſchen Könige kümmerte es wenig, ob ſie die Länderſtrecken von den Alpen bis zur Tiber mit Feuer und Schwert verwüſteten, wenn ſie nur mit der römiſchen Kaiſerkrone wieder heimkehrten. Die Krone der Lombardei, geſchmiedet, wie es heißt, aus einem

Nagel vom Kreuze Christi, lag eisern genug auf Oberitalien. Gleichsam als wenn man über die nachwuchernde und unverwüstliche Kraft dieses Landes ohne Sorge war, übte man für hier und da erlittene Unbill flugs grausame Rache und Vergeltung. Wie oft ist Mailand zerstört worden! Wie oft wurden die reichen Städte der Plünderung von Miethstruppen übergeben, die man nicht bezahlen konnte! Wenn auch die Franzosen in Genua und Pavia blutige Spuren ihrer Rache zurückgelassen haben, so schienen die verheerenden Kreuz- und Querzüge der Deutschen in Italien förmlich von dem Brauch vieler Jahrhunderte geheiligt zu sein.

Italien hat mit Ausnahme des Kirchenstaates in allen seinen Theilen eine Reihe so gewaltsamer Umwälzungen erlebt, es ist so endlos oft der blutigen Gewaltthätigkeit einzelner Dynastien und einzelner Tyrannen preisgegeben gewesen, daß man fast geneigt sein möchte, beim

Italiener eine schon ursprünglich gewordene Bestimmung zum Gehorchen anzunehmen. In der That sind die Proben von Selbständigkeit, die diese Nation zuweilen abgegeben hat, für seinen Freiheitssinn nicht besonders überzeugend ausgefallen. Ohne Uebereinstimmung keine Kraft und keine Kraft ohne Intelligenz. Italien liegt tief im Nebel einer Priesterherrschaft, die die ihr drohenden Gefahren des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts glücklich überstanden hat und die große Mehrheit des Volkes in einem süßen Taumel, wenn nicht von geistiger Unmündigkeit, doch von Gleichgültigkeit gegen alle höheren Dinge zu erhalten weiß.

Oberitalien steht unter der Botmäßigkeit der Oesterreicher. Man würde sehr unwahr sein, wollte man behaupten, daß diese Regierung schon dauernde Wurzeln auf einem Boden geschlagen hätte, der ihr länger als seit einem Jahrhundert angehört. Man wird es auffallend finden,

daß eine Tugend der österreichischen Regierung die Ursache dieser mindergünstigen Stellung ist. Oder glauben die Italiener, daß sie je von Frankreich so milde würden regiert werden, wie sie es vom Hause Habsburg sind? In wenig Ländern mögen so geringe Steuern bezahlt werden, als in der Lombardei. Die blühendsten Gewerbszweige entfalten sich ohne allen äußern Druck, ohne alle finanzielle Plusmacherei. Es ist wahr, Oberitalien ist mit Militair überfüllt, aber mehr zu polizeilichem Zweck für die innere Sicherheit und den Schutz des Landes, als aus Mistrauen und zur verschärften Obhut politischer Befürchtungen. Die Steueransätze sind äußerst gering. Der bereits fabricirte Seidenstoff zahlt dem Staate nur vier bis fünf Procent seines Werthes. Ein Bürger, der in Mailand sechs oder sieben Gulden jährlich für sein Gewerbe entrichtet, hat in seiner Werkstatt schon eine große Anzahl Gesellen arbeiten.

Rechnet man nun dazu, daß die Hauptrichtung aller Thätigkeit dieses gesegneten Oberitaliens die merkantilische ist, erwägt man ferner, daß das österreichische Prohibitivsystem, welches sogar die Erzeugnisse der österreichischen Provinzen untereinander ausschließt, die französische und englische Einfuhr in Schranken hält, so wird man kaum begreifen können, wie dieses Volk dem deutschen Namen so abgeneigt und den Franzosen so zugethan sein kann.

Die Erklärung liegt aber ziemlich nahe. Sie liegt im Charakter des Italieners. Die österreichische Regierung, die sich das Verdienst erworben hat, eine Reihe vortrefflicher Straßen, Brücken, öffentlicher Gebäude dem Lande geschenkt zu haben, hat bei allen ihren Anstrengungen es nicht dahin bringen können, dem Italiener zu imponiren. Imponiren muß man dem Italiener. Das ist das Geheimniß, ihm Achtung abzugewinnen. Furcht und Liebe

müſſen bei ihm zuſammenſchmelzen, ſonſt iſt man ſeinem Witz und ſeiner Neckerei bald preisgegeben. Seitdem die Deutſchen verrathen haben, daß ſie glauben, man müſſe Italien milde regieren, haben ſie auch ſchon Alles verloren. Dieſes Volk will ſcharf im Zügel gefaßt, ſcharf angeſpornt werden. Sein wildes Naturell geht mit einem ſanften Reiter durch. Es will keine im Stillen beglückende, ſondern eine lärmende Regierung. Es will Pomp, Aufzüge, energiſche Maßregeln und jeweilige Beiſpiele von unerbittlicher Strenge. Ob der humane Act, mit welchem Kaiſer Ferdinand I. ſeine Regierung begann, die Begnadigung der politiſchen Flüchtlinge und Gefangenen, die Früchte getragen hat, die man ſich davon verſprach? Man hat allen Grund, es zu bezweifeln. Statt einen ſolchen Act mit Gutmüthigkeit, deutſch gerührt, engliſch ſentimental, hinzunehmen, hat man ihn mit kalter Malice beſpöttelt als einen Beweis haltloſer

innerer Schwäche. Der Italiener gehört recht eigentlich zu den Menſchen, die in jeder Selbſtbeherrſchung Dummheit ſehen. Der Kaufmannsſinn dieſes Volkes wird ihn nimmermehr glauben machen, daß ſich Jemand entſchließen könnte, ſeinen eignen Vortheil freiwillig aufzugeben. Der Narr! der Thor! würden hier die Urtheile über Charaktere ſein, die man jenſeit der Alpen Weiſe und Heilige nennt.

Die Art, wie die Franzoſen Italien regiert haben, kann den Italienern noch nicht aus dem Gedächtniß entſchwunden ſein. Sie müſſen ſich eingeſtehen, daß Frankreichs Art, ihre Eroberungen mit Frankreich zu acclimatiſiren, die rückſichtsloſeſte von der Welt iſt. Der Franzoſe ſpricht franzöſiſch und erwartet, daß der Italiener ſich die Mühe gibt, ihn zu verſtehen. Der Deutſche lernt italieniſch. Die Oeſterreicher ſtellen nur Italiener an, oder ſolche Deutſche, die Italieniſch können. Frankreich zwingt ſeine hei-

mischen Formen der Fremde auf, spricht Recht nach französischen Gesetzen, hebt Rekruten aus, treibt rasch die Steuern ein, alles in kurzer dictatorischer Weise. Wie wenig aber dies Alles hindert, hier den Franzosen dennoch beliebt zu machen, beliebt zu erhalten, sieht man in täglichen Erscheinungen. Signore è franchese? fragt die Italienerin, die uns ein Compliment machen will. Erziehung der höhern Classen, die Bildung der feinern Stände, der Unterhaltungsstoff, alles ist nach der französischen Mode zugeschnitten. Die österreichische Regierung in ihrem milden System glaubt das Rechte zu treffen, sich dieser Neigung nirgends zu widersetzen. Die bekannten Napoleonsbilder und Napoleonsstatüen findet man überall, ja selbst in Seide gewirkt, auf der mailänder Industrieausstellung, von einem Lorbeerkranz der preisrichtenden Commission bedeckt. Wenn auch die Zahl der zugelassenen französischen Zeitungen beschränkt ist, so

scheint man gegen Bücher duldsamer zu sein, und die Damenwelt, die jungen Elegants, sind so begierig, mit Paris au courant zu bleiben, daß an einem einzigen Tage von einem Buchhändler in Mailand, der Victor Hugo's Burgraves an den Straßenecken anschlug, vierhundert Exemplare verkauft wurden.

Die österreichische Regierung vermeidet Alles, was an ihren deutschen Ursprung erinnern könnte. Weder die deutsche Sprache noch deutsche Kunst und Wissenschaft finden für ihre Verbreitung in Italien bei ihr Vorschub. Diese Indifferenz mag bei Völkern, die auf ihre Nationalität stolz sind, bei den Polen, Ungarn, Böhmen, am Platze sein, in Italien ist sie es nicht. Träte die österreichische Regierung den Italienern mit der ganzen imponirenden Kraft deutscher Originalität gegenüber, sie würde damit weiter kommen. Man würde wenigstens von ihr sagen: hà spirito! Man würde durch

die starke Umarmung sich selbst erstarkt fühlen und sich größer vorkommen, je weniger ihre Herren sich klein machen. Es versteht sich von selbst, daß die Strenge es nicht allein ist, durch die es den Deutschen möglich werden würde, den Franzosen in Italien den Rang abzulaufen. Der Hinblick auf Deutschland müßte freier und großartiger eröffnet werden. Man müßte in den beiden Hauptzeitungen des Landes über Deutschland mehr vernehmen, als nur die Reisen, Hochzeiten und Entbindungen hoher Herrschaften. Von Frankreich läßt man die Deputirtenverhandlungen zu, von Deutschland nur Berichte über Ordensverleihungen, Eisenbahnvorfälle und ähnliche Erscheinungen, die es für den Italiener mit der Türkei auf eine Stufe stellen. Bemühte sich die österreichische Regierung, mit Deutschland in Italien Ehre einzulegen, so würde sie auch Ruhm und jene innere Kraft erringen, die ihr auf die Gemüther fehlt.

Man wird erſtaunen, daß ich, um eine wichtige politiſche Frage zu erörtern, ſo viel äußerliche und rein formelle Dinge erwähne. Allein ich glaube, daß bei dem Italiener nichts in die Tiefe geht. So träge, als man ſie ſich gewöhnlich vorſtellt, ſind die Italiener nicht. Fleißig arbeiten ſie im Felde. In Mailand hämmern und klopfen die Handwerker bis tief in die Nacht. Wo ihnen die lachende Ausſicht des Gewinnes winkt, werden ſie ihre ganze Kraft nicht allein zuſammennehmen, ſondern überbieten können. Aber iſt der nächſte Zweck erreicht, ſo ſinkt ihnen die Hand in den Schooß. Die Schwierigkeit iſt überwunden und dies genügt. Eine eigne freie Arbeit, eignes Forſchen und Ringen, ſelbſtgeſpornte Thätigkeit findet wenig ſtatt. So ſchöpft man die Begeiſterung für Frankreich auch ganz aus der Oberfläche. Kaum weiß man, worauf ſie beruht. Erblickt man irgendwo jene politiſch-philoſophiſche Unruhe, die

ſich der Franzoſen bis auf die unterſten Claſſen gegenwärtig bemächtigt hat? Man klagt über die verbotenen franzöſiſchen Blätter, aber wer würde ſie leſen? Man gehe den ganzen mailänder Corſo auf und ab und beobachte an jedem Caffeehauſe diejenigen Leute, die eine Zeitung in der Hand haben; es ſind nur Fremde. Alle jene jungen Elegants, mit den ſchön friſirten Bärten, die canna d'India in der Hand wiegend, — wird nicht einer von ihnen, wenn er ſeine Taſſe Levante beſtellt hat, nach dem überall aufliegenden Journal des débats greifen? Nicht Einer. Die, welche leſen, ſind Fremde und ſind es Italiener, ſo leſen ſie die Mystères de Paris. Ich muß mehr ſagen, ich finde den Geiſt der gemüthloſen Oberflächlichkeit nicht nur in den Caffeehäuſern, ſondern hier auch in den Kirchen, in den Theatern, ja auf den Kathedern. Ueberall fehlt die kräftige Haltung, Männlichkeit, Ernſt. Die Deviſe der Journale

heißt: de tout un peu! Die gangbarſten Bücher ſind ſolche, welche lehren, wie man in drei Tagen franzöſiſch lernen und in vier und zwanzig Stunden geſcheidt werden kann. Gründliche Werke bleiben unberückſichtigt und nur das hat Erfolg, was der flüchtigen Erwerbung einer oberflächlichen Scheinbildung dienen kann.

Um gerecht zu ſein, muß man zu den Urſachen dieſer bei dem begabteſten Volke der Erde ſo auffallenden Geiſtesnullität noch das ſchlechte Beiſpiel einer geiſtesträgen und denkfaulen Geiſtlichkeit rechnen. Auf dieſem Gebiete kann man ſelbſt von Oberitalien nur das Unerfreulichſte berichten. Welch ein Heer von ſchwarzen Strümpfen! Und die Ueberzahl der Geiſtlichkeit ſcheint ſie nur um ſo ſicherer zu machen. Joſeph II. hob die Klöſter auf; noch ſind ihrer wenige reſtaurirt worden, aber faſt möchte man glauben, die Klöſter hätten das Gute, dieſen Schwarm geiſttödtender fauler Menſchen vom offenen Markt

des Lebens zu entfernen und der Ansteckung vorzubeugen, die von diesen in Weltpriesterkleidung einhergehenden Mönchen unter die große Menge kommt. Da wo die Geistlichkeit auf einer so niedern Stufe steht, wie in der Lombardei, möchte man getrost wünschen, die Klöster wären noch in der alten reichen Zahl vorhanden. Sie sind in diesem Falle wenigstens eine unschädlichere Absperrung des Aberglaubens. Man versichert, daß der Regierung selbst kein Bundesgenosse so lästig sein kann, als diese Geistlichkeit, die immer lärmt, immer intriguirt und für den Fall, daß die nächsten Behörden auf ihre lichtscheuen Ideen nicht eingehen wollen, sich unverweilt nach Wien selbst wendet. Da es auch unter der lombardischen Geistlichkeit nicht an ausgezeichneten Talenten fehlt, die ihre Muße den Wissenschaften widmen, da einige der höchsten Kirchenbehörden, z. B. der Erzbischof von Mailand, ein Tyroler, der Aufklärung geneigter

sind als der Finsterniß, so hat sich jetzt ein förmlicher Glaubensbund organisirt, der unter dem Namen der Biscontini mit den historischen Christusvereinen in Preußen und ähnlichen pietistischen Propaganden Aehnlichkeit hat. Dieser Bund verfolgt ein planmäßiges Verfahren, um dem katholischen Glauben seine alte Reinheit zu erhalten; er hat sich, unterstützt durch die Reichthümer vieler bigotter Menschen, die sich als seine Werkzeuge brauchen lassen, einen Einfluß angemaßt, der zunächst nur moralisch und in der Dummheit der Massen begründet ist, den aber darum selbst die Regierung zu fürchten hat. Die Biscontini sind gleichsam eine vornehme Muckerpartei der katholischen Kirche Italiens. Die Biscontini krönen und ächten; sie üben eine Vehme, die der Aufgeklärte verachten kann, aber oft bitter empfinden muß. Durch die Biscontini werden Aemter besetzt, Candidaten zurückgewiesen und vorgeschlagen, Ehren und Be-

lohnungen ertheilt. Sie haben Schriftsteller im Solde, die ihnen zu Liebe in zwanzig Bänden die Weltgeschichte nach hierarchischen Grundsätzen umschreiben *). Sie schicken Tractate unter das Volk, kurz sie entwickeln ganz jene emsige Glaubensindustrie, die wir freilich unter andern Bedingungen auch in Deutschland so einflußreich wirken sehen. Als ich zu meinem großen Erstaunen auf der mailänder Gewerbeausstellung die kunstvollsten Arbeiten nur anerkennend belobigt, einen Prozessionsbaldachin aber, eine silberne Monstranz und die Leistungen eines Wachslichterfabrikanten mit Lorbeerkränzen ausgezeichnet fand, mußte ich annehmen, daß die Commission der Preisrichter auch aus Biscontini's bestanden hat.

*) Cantu.

4.

Einfahrt in Italien.

Durch das wilde Steingerölle des ſich erſt ſpäter zu einem Weltſtrom bildenden Rheins, durch Felſenſtraßen, mit bewunderungswürdiger Ausdauer hart an himmelhohen Abgründen hingezogen, durch Thäler, deren Vegetation ſchon immer weniger und weniger von den Früchten milderer Zonen erzeugt, gelangt man hinter der graubündiſchen Hauptſtadt Chur endlich in die Region, wo man es glaubt, daß es Schnee gibt, der ſo alt, wie die Welt iſt. Wunderbare Geſteine rechts und links am Wege, ſonderbare Ueberreſte ungeheurer neptuniſcher Um-

wälzungen der Urzeit, und immer zwerghafter die Bäume, immer kleiner selbst die traurige Tanne, die unser treuer Begleiter in die Schneegefilde sein wird. Im Dorfe Splügen kann man von der diesseitigen Welt Abschied nehmen. Es war ein heiterer Maitag und doch fuhr ein eisiger Hauch durch die Luft. Im Kamin des Wirthshauses loderte ein prasselndes Feuer. Der Blick in die Höhe zeigt, daß wir rings vom Wasser umgeben sind. Die Sonne erinnert uns an einen Februartag unserer Heimat, wo die Hoffnung auf Thauwetter durch ein plötzliches Schneegestöber wieder getäuscht werden kann. Alle diese weiß und blau gemischten Wolken werden hierher noch lange nicht den Frühling bringen. Dohlen und Krähen flattern hier noch ganz in ihrem Element.

Der Postwagen steigt nun den splügener Berg hinan. Lebewohl, was hinter uns bleibt! Dieser kleine hellgrüne Schaumstreifen dort un-

ten in dem ungeheuren Kieſelbette der Tiefe iſt der Rhein, iſt ein Zwillingstheil von ihm, der ſich unten bei Reichenau mit dem Hinterrhein verbindet. Ahnt dieſer ſtürzende kleine Bach, was aus ihm die Zukunft kann werden laſſen? Abſchiednehmend blickt das Auge noch immer hinterwärts auf eine Welt zurück, an deren Stelle jenſeit jener Wolkenſchleier drüben eine neue Schöpfung uns aufgehen ſoll. Werden wir den Frühling drüben wiederfinden? Faſt verzagen wir, wenn die Pferde immer ſchwerer ziehen, die Achſe immer tiefer ſeufzt und uns auch die Krähe nicht mehr folgen will, die hinunterſchießt in die grauen ſteinerfüllten Thäler. Erſt liegt der Schnee hier und da zerſtreut am Wege, hinter Felſen, zwiſchen den Zweigen einer Tanne. Man denkt: Das ſind Reſte von den weißen Oſtern, die man hier gefeiert hat; morgen werden ſie geſchmolzen ſein! Bald aber finden ſich die verdächtigen weißen Flecken auf

der Straße selbst und rechts und links hängen in die Tiefe schon ganze lange weiße Laken hinunter. Bald fesseln den Blick nicht mehr die weißen, sondern nur noch die grauen Punkte, die Steine, die aus der wachsenden Schneemasse hervorgucken — und nun ist Alles Schnee. Aber die Rosse ziehen noch, die großen Güterwagen haben tiefe Spuren im Wege zurückgelassen, die geschmolzen sind, noch geht es eine Stunde muthig hinan. Da stockt plötzlich der Zug, der Schnee liegt fußhoch, die Räder versagen den Dienst. Güterwagen, Eilposten stehen schon in Menge an dieser Grenze und werden entweder umkehren müssen oder ausgeladen werden. Für Räderfuhrwerk gibt es keine Straße mehr. Ein kleines Stationshaus beherbergt Arbeiter, die der Post zu Hülfe kommen. Der Inhalt des Eilwagens wird auf kleine einsitzige Schlitten geladen, die Passagiere, je zwei und zwei, müssen hinaus in die Winterluft und, in Mäntel, Pelze,

Fußsäcke gehüllt, sich zu demselben Beförderungsmittel bequemen. Eine lange, peinliche Stunde vergeht auf diese Vorbereitungen. Dann bekommt jeder der kleinen Schlitten ein Pferd, der leere Postwagen bleibt zurück und die kleine Karavane setzt sich in Trab. Erst geht das recht anmuthig fort. Der Schnee ist zu beiden Seiten aufgeschüttet, man fährt lustig und lachend durch diese Wälle hindurch. Bald hören aber auch diese Bequemlichkeiten auf. Der Weg wird uneben, der Schlitten schleudert hin und her, die beiden Passagiere müssen ihre Kenntnisse von der Theorie des Gleichgewichts praktisch anwenden. Unten im Thale war Sonnenschein; hier fängt es an zu schneien. Der schärfste Ostwind treibt den Schnee in die Augen, die schon, von der glänzenden Weiße aller Umgebungen geblendet, den Dienst versagen. Die Arbeiter am Wege, die den schmalen, kaum sechs Fuß breiten Weg nothdürftig unterhalten,

tragen grüne Brillen vor den Augen, was einer Gruppe von Mehren, die nebeneinander ſtehen, ein ſonderbares Anſehen gibt. Schon fahren wir zwei Stunden, aber noch lange nicht iſt die Höhe des Berges erreicht. Zuweilen öffnen ſich rechts und links die Wälle und man fährt dicht an unergründlichen, aber trügeriſch mit Schnee verhüllten Abhängen hin. Der Schlitten ſchleudert hin und her, ein einziger Fehltritt des ſtrauchelnden Pferdes und man läge auf immer verloren in der Tiefe. Plötzlich hält der Zug. Man hört Schellen in der Ferne. Eine Karavane kommt uns entgegen. Das wird Schwierigkeiten geben, aber es gibt noch mehr, es gibt eine Scene aus den Zeiten des Fauſtrechts. Der Stärkere wirft den Schwächern bei Seite. Der Weg reicht kaum für die Breite eines Schlittens hin, ſo muß alſo der zweite beſeitigt werden. Man drückt ihn mit Mann und Maus in die Schneewand hinein. Wir waren die Schwäche-

ren und mußten in unſerer Schneeniſche die Herabkommenden an uns vorüberpoltern laſſen. Sonderbare Phyſiognomien, die wir in unſerer traurigen Lage wenigſtens belachen konnten. Die Meiſten ſchienen Touriſten zu ſein, die in Italien überwintert hatten und zur Saiſon nach London, in deutſche Bäder, zur Rheinreiſe zurückeilten. Ergötzlich waren auch hier, wie immer, meine berliner Landsleute. Ein zweiter Nicolai, fröſtelnd in leichter Kleidung, warf uns einen wahrhaft tragikomiſchen Blick zu. In dieſem Blick lag das Reſultat einer ganzen italieniſchen Reiſe. Ohne zu wiſſen, ob wir Deutſche wären, rief er uns händeringend im berliniſchen Accent zu: „Ja, ſagen Sie, iſt ſo was nun menſchenmöglich?“ und dabei ſträubte ſich ſein Haar, ſein Unglück paarte ſich mit Zorn, er hätte die ganze Verwaltung dieſer Straße beim berliner Kammergericht verklagen mögen. Nie habe ich einen Blick von ſolcher Beredtſamkeit

geſehen; es lag Alles darin, eine ganze Beſchwerdeſchrift über Italien in zwei Bänden, ein Feldzug gegen alle Flöhe, gegen alle Gaſtwirthe, gegen alle Straßen dieſes ungemüthlichen, liebloſen Italiens und nun noch dieſe Schrecken der Rückreiſe, wo man in jedem Augenblick ein dem Staate und ſeiner Familie ſchuldiges Leben riskirt, wo man ſpurlos im Schnee abhanden kommen und vielleicht erſt nach Jahren durch leichenwitternde, ſchnuppernde Hunde entdeckt werden kann. Endlich war der lange Zug vorüber. Wir wurden aus unſerer Niſche wieder hervorgezogen, vom Schnee geſäubert, und ſtiegen rüſtig empor. Nach einer Stunde erklärte uns unſer Führer, daß wir bald auf der Höhe wären. Sechstauſend Fuß über die Oberflächlichkeit des menſchlichen Daſeins erhaben! Zwar kaum die Hälfte von der Höhe des Montblanc, aber doch troſtreich genug.

Nun ging es bergab. In weiter Ferne

leuchtete über den noch immer unabsehlichen Schneemassen und durch das Schneegestöber hindurch am Himmel ein einziger blauer Streifen. Das ist Italien! jauchzte es in der Brust. Und nun hing sich der Blick ganz an den blauen Streifen fest und wollte nicht mehr ablassen, und merkte nicht, daß grade jetzt erst die Fahrt besonders gefährlich wurde. Denn nun ging es jählings in die Tiefe, das arme Roß taumelte hin und her, knickte mit Vorder- und Hinterfüßen ein und erregte durch seine grotesken Tänzersprünge unser tiefstes Mitleiden mit dem so geängstigten, edlen Thier. Die Passagiere mußten jeden künstlichen Balancierversuch aufgeben und sich ganz dem hinten sitzenden Kutscher überlassen, der den Schlitten wie eine Tretorgel behandelte, denn wenn er umstürzen wollte, warf er ihn immer mit den Füßen im Fluge auf die andere Seite. Aber rasch ging es. Der blaue Streifen wurde immer größer, die weiße

Schneefläche neigte sich immer sanfter abwärts. Günstige Vögel flatterten schon wieder mit heiserem Gekreisch über den Weg und nicht lange, so erhob sich aus dem Schnee die österreichische Douane. Das war ein Lärm, ein Fluchen, ein Toben in diesem Karavanserai von Fuhrleuten und betrunkenen Zollwächtern! Dabei stand man mitten im Wasser, weil hier von dem vielen Verkehr der Schnee schon schmolz. Jetzt Pässe, Kofferöffnungen, die ersten Wirkungen der magischen Kraft der „Zwanziger," der erste Versuch, sich italienisch auszudrücken. Wo das Wörterbuch nicht ausreicht, nimmt man die Börse zu Hülfe. Endlich auch hier Erlösung; nun noch eine gute halbe Stunde Schnee, dann ein mitten auf der Haide stehender leerer Postwagen, der uns und unser Gepäck wieder aufnimmt und nach einer sechsstündigen, mühevollen und doch unvergeßlichen Alpenüberfahrt in raschem Fluge uns in das erste italienische Gebirgsthal hinunter führt.

Es war Abend geworden. Um das graue Gestein wob stille Dämmerung. In der Ferne glühte noch eine Schneekette vom Abendroth der Sonne, die hier unten geschienen hatte, während es oben schneite. Donnernd rasselte der Wagen durch jene wunderbaren Galerien, welche hier die Kunst des Wegebaues mitten durch granitne Felsen gesprengt hat. Diese italienische Auffahrt des Splügen ist in ihren felsigen Schneckenwindungen von der schwindelnden Höhe der kahlen Alpen herab bis in die Tiefe des steinigen Giacomothales, eine der wunderbarsten Straßen Oberitaliens, bequem und malerisch zugleich. Eine Cascade, die in tanzenden Sprüngen, von Abhang zu Abhang in die Tiefe stürzt, scheint mit ihr um die Wette zu laufen. Es ist Nacht. In den kleinen Dörfern das Gewälsch der am Wege versammelten Thalbewohner, das Bettelgeschrei der Kinder, die sich um einen Sou untereinander die Haare ausraufen, und wenn man

nicht den zweiten ſpenden will, zuletzt nach vielem Betteln uns noch auslachen. Es iſt neun und der Wagen rollt in die erſte italieniſche Stadt, in Chiavenna ein, das ſchon ſeinem Namen nach (Chiavenna, Schlüſſelchen) ſich als die Eingangspforte zu Italien ankündigt. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Fluſſes, der das Giacomothal durchſchnitt. Es iſt die Lira. Welche Vorbedeutung für das Land der Muſik, der erſte Strom, den wir in Italien ſehen, heißt die Lyra! flüſterte eine empfindſame Engländerin. Ein praktiſcher Deutſcher bemerkte aber: „Miß, unter der Lira kann man auch die Lira austriaca verſtehen, den Zwanziger!“ Er hatte Recht. Der Zwanziger iſt auch ein Symbol Italiens.

5.

Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italieniſchen Seen macht' ich die Bekanntſchaft des Garda-See's vor zehn Jahren. Er wird ſich ſeitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieſer Seen ſeine eigenthümlichen Reize hat, ſo iſt auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und beſcheidener, als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menſchen über den glatten Spiegel dieſes freundlichen Waſſers, deſſen Ufer ſich von der ſchroffeſten Alpennatur herab bis zu den

sanften Umrissen der lombardischen Ebene abdachen. Von Roveredo herüberkommend springt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo plötzlich der ganze ausgebreitete Spiegel des Garda-See's entgegen. Mächtig schlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den steinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erscheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen sich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgswanderungen durch feuchte, moosbewachsene Felsenspalten in den See hinunter. Wir sahen den Ponalfall. Es steht Alles noch vor mir: die kleinen Häuser, dicht an der schäumenden Cascade angenistet, die schwanken Kreter, über die der Fuß schaumbespritzt, doch sicher hinüberschreitet, die beladenen Esel, die zuversichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klettern,

das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe er im See ſich ruhen kann, noch bewäſſern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter ſegelnd, auf dem ſchaukelnden Kahne an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechten die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, deſſen Namen wir wol an irgend einem Palaſte Veronas ſuchen müſſen. Die erſten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthuſiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden ſorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo ſie in die ſelbſtbereitete Limonade ausgepreßt wurden. Es kam die Nacht. An einem kleinen Flecken zur Linken, Malceſine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier bis zur zweiten Morgenſtunde, wo die Schiffer mit dem friſchen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, wurde bezogen. In dieſem Orte oder in der Nähe hatte einſt Goethe jenes Abenteuer, das er in ſeiner italieniſchen Reiſe ſo anmuthig beſchreibt. Wol

ſahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreſte eines alten Schloſſes herausdämmern, die damals Goethe, ihrer maleriſchen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk verſammelte ſich um ihn und rief den Podeſta, der ihn verhaften wollte, weil er eine Feſtung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entſtand eine parlamentariſche Verhandlung zwiſchen dem Dichter und der Stadt. Es rettete ihn hier kein Fauſt, kein Mephiſto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malceſine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, ſondern das Zufälligſte, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, ſeine Vaterſtadt. Um der Republik Venedig zu ſchmeicheln, hatte er ſich endlich nach vielen vergeblichen Vorſtellungen entſchließen müſſen, auch ſich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, ſondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem

Kaufmann Bolongaro in Dienſten geſtanden. Nun war die Verſtändigung leicht und Goethe ſchiffte weiter, wie damals auch wir, ſeine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigſten Fülle des italieniſchen Herbſtes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren ſah ich den zweiten dieſer weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieſer verhält ſich zum Garda-See, wie ein Oelbild zu Aquarell, wie ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Veroneſe's. Der Garda-See eine Vorſtudie, der Comer-See das volle innere Heiligthum. Was dort zerſtreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felſen, hier höhere; dort Gärten, hier Wälder voll ſüdlicher Schönheit. Dem Comer-See geben die Italiener ſelbſt vor allen dreien den Vorzug; er hat den Schnee der Alpen in der Höhe und eine ſüditalieniſche Vegetation am

Fuße ſeiner Ufer. Die Woge iſt ſtürmiſch und mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit ſanfter, niemals ſchädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechſelt der Anbau der Ufer zwiſchen den Staffagen eines einfachen Fiſcherlebens und den eleganteſten mailänder Villeggiaturen ab. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar iſt die Menge der lieblichſten Landhäuſer, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wieſenartigen Landzungen, bald auf ſchroffen und mit Oelbäumen und Cypreſſen düſterbepflanzten Felsvorſprüngen gebaut ſind. Hier iſt der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen ſie die Fremden auf, denen ſie zehn Monate in Mailand ihre Paläſte verſchließen. Hier werden ſie Mäzene, kaufen Statüen, Bilder, Bücher

und Koſtbarkeiten des Luxus. Hier waſchen ſie in reinen Bergquellen, die von den Felswänden ſtürzen, ihre vom Zahlbret eingegrauten Hände. Hier lauſchen ſie den melodiſchen Klängen, die von einer roſendurchflochtenen Altane herniedertönen, und erſtaunen, daß dieſe Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer Töchter, deren Talent ſie nicht kannten, berührt wird. Unter dieſe Mailänder-Zwanziger-Cröſus miſchen ſich ruſſiſche Fürſtinnen, die von ihrer Reiſewuth endlich hier auf einer Villa ausruhen, wenn der Kaiſer ſo gnädig iſt, ihre Päſſe zu verlängern; berühmte Virtuoſen, die ſich in Europa Geld genug zuſammengeſtrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergeſſen, daß man ſie ſelbſt nur zu bald vergeſſen wird; müde Seelen, die viel gepilgert ſind und keinen Ort der Welt ſo tröſtend fanden, als dieſen See mit ſeinen Cypreſſenufern und Nachtigallenhainen. Die Paſta hat hier eine Villa, die Taglioni

eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philosophen der Welt würden hier eine haben, wenn sie sie bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gasthofes, der sich als deutsch ankündigte und schlechter als ein italienischer war, nicht sehen, nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen hinter einem großen Glase Porterbier über die ihm noch bevorstehenden Schrecken der splügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an diesem Grün, das vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der Frühling ist wieder gefunden und um wie viel reicher, wie viel schöner, als wir drüben von ihm Abschied nahmen! Jene langen, grünen Bogengänge sind Weinlaubdächer; die spitzen Zacken der Aloes scheinen diese Festons zu tra-

gen; die edelſten Obſtbäume gemiſcht mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechſeln wird. Und jene kahlen Bäume ſind nicht ſolche, die erſt keimen ſollen, ſondern die ihre Pflicht ſchon gethan haben; Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm ſchon abgepflückt ſind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikoſen- und Pfirſichſpalieren, verſteckt ſich der erſte Feigenbaum.

Doch ſind dieſe lieblichen Umgebungen Chiavennas noch erſt ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-See's führt noch durch ein unfruchtbares, ſumpfiges Thal, deſſen felſige Seitenwände öde und düſter auf uns herabblicken. Scharf faßt uns auch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des See's entgegenbläſt. Der Weg führt durch eine öde, ſeichte Fläche, die von dem See abgelagert zu ſein ſcheint. Ziegen und magere Kühe holen ſich mühſam das kümmerliche Gras

hervor, das hier zwischen Millionen kleiner Kieselsteine wächst. Erst in Colico gewinnen wir Vertrauen zu der Gegend und bald wird dies Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des See's führt eine kunstvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name auch im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation steht. Nun verschieben sich die grünen Ufer schon auf höchst malerische Art. Durch Felsengalerien, in welche herabtröpfelnde Bergquellen sich den Weg zu bahnen wußten, rasselt man schnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und nun theilt sich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier ist der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des See's. Links donnert der Fiume di latte und spritzt seinen weißen Gischt oft in so viel Milliarden Tropfen umher, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin sichtbaren

Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo ſich die beiden Arme des See's trennen, nach der Punta di Belaggio, einem Felſen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der ſüdlichen mit der ſchönſten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachſen iſt. Hier ſchon ſieht man jene Roſenbüſche, die in vielfachen Verſchlingungen mit dem Epheu wetteifernd, in dunkle Myrthenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchſte, ſehr kunſtvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in dieſe zwar künſtlich angelegten, doch dem geſegneten Erdſtrich nun ſchon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geſchmackloſe Marmorgruppe eines von ſeiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armſelige Anſehen eines Schneiders hat, nichts von unſerm frohen Humor nehmen

ſoll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, dieſe Centifolie der bildenden Kunſt. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die vornehme Schwelle dieſes fürſtlichen Palaſtes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle ſüdlicher Naturſchönheiten jetzt hier mehr zu beklagen ſcheinen, als nur ihre eignen Schmerzen. Dieſe Villa Sommariva, dieſe Erblaſſenſchaft eines Mannes, der ſeinem Schönheitsſinne ſein Vermögen opferte, ſoll demnächſt an den Meiſtbietenden verſteigert werden. Graf von Naſſau, Kurfürſt von Heſſen, hier iſt etwas für eure Sucht, Häuſer- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier iſt ein fürſtliches Aſyl entſagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künſtlerleben, ſondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen ſchreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palaſt enthält in ſeinen Corridoren

und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meister. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüsse, mit denen wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müssen, sondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldsens und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon bestellte und Graf Sommariva nach der Katastrophe von Waterloo einlöste. Von diesem Amor und Psyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, duftigen, anhauchenden Meißels ist, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; sie gehören größtentheils jener römisch-französischen Schule an, die im Genre Appianis Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechischer Schönheit verbarg. Dazwischen frostige Nachwehen des republikanischen Römergeschmacks, den Napoleon adoptirte und der in seinen prätentiösen Zeichnungen und kalten Far-

ben zu den häßlichſten aller artiſtiſchen Rococos gehört. An der lüſternen Ausbeute einer gewiſſen Sphäre der griechiſchen Mythologie, beſonders des Kapitels von den mehren Verwandlungen Jupiters, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieſer Schätze vom dem Geſchmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es ſind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sammariva herrſchen und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man ſich wol vorſtellen können, wie in dieſen berauſchenden Blütengängen, unter Geranien, Kaiſerkronen, Azaleen, Roſen, Heliotropen, Lilien und Orangenblüten, die Satyrn und Nymphen einſt verſtanden haben, ihnen auch zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieſer Gegend müßte reizend ſein. Ein Obdach in den Gaſthäuſern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Punkte, ſondern überall woh-

nen. Man wohnte den See für festes Land nehmen und sich mit einer Gondel das Gebiet seiner Ausflüge vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio sieht; hier läßt die Krümmung des See's immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man an einem ungeheuern, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen sehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balkon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken

läuten grellgestimmte Kirchenglocken. Immer gleich schallt das Rauschen des fernen Fiume, ein Pistolenschuß hallt im Echo der Berge donnergleich wieder. Die sinkende Sonne röthet nach den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt sich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die klagenden Nachtigallen des seligen Grafen Sommariva und das Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geschaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt sich alles in Regen und Nebel. Man besteigt das Dampfschiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, welches eine herzlich langweilige und dringend zur Abreise auffordernde Stadt ist.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgepriesen, vielersehnt. Isola Bella und Isola Madre sind Namen, die wie Musik

an unser Ohr klingen, die auf deutsche Jünglinge und Mädchen einen paradiesischen Zauber haben. Leider entzog mir für diesmal Regen und Nebel die Bekanntschaft dieses See's. Um ihn zu besuchen, ging ich von Como über Vareſe nach Sesto Calende. Der vareser See bietet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agricultur-Zwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October auch einen Hasen schießen kann. Sesto Calende liegt am südlichsten Zipfel des Lago Maggiore, aber er bietet sich hier so unvortheilhaft dar, daß man sich an einen mecklenburgischen oder pommerischen Landsee versetzt glaubt. An einer schmutzigen Lache frösteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge spiegelt der See das Bild des grauen Himmels wieder und im Schilfe beginnen die Frösche so wohlbekannte, vaterländische

Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Musen und Grazien in der Mark aus der Tasche ziehen möchte. Ich nahm die Post und fuhr nach Mailand.

6.

Mailand.

Die Hauptſtadt der Lombardei kann man das italieniſche Brüſſel nennen. Statt des Flämiſchen liegt das Italieniſche zum Grunde. Die Tünche, die äußere Politur und die Tendenz der Stadt iſt Paris. Brüſſel iſt aber viel originneller. Der flämiſche Grundſtoff iſt mannhafter, kernichter, als der italieniſche. Brüſſel iſt auch von der geiſtigen Cultur der Pariſer beherrſcht, von der franzöſiſchen Literatur, von den Journalen, von dem Parteigeiſt und der Politik. Nach Mailand ſcheint aber bei allem Gallicismus doch aus Paris nichts gekommen zu

ſein, als nur das Modejournal. In Allem, was Zimmerverzierung, Form der Kleider, der Bärte, Friſur, Lehnſtühle, Sophas, Wagen, des äußern Anſtandes oder jener anſtandsloſen Rohheit, die oft die Tournure der jungen Männerwelt unſerer Zeit iſt, betrifft, hängt Mailand von Paris ab, und, was das Troſtloſeſte iſt, nichts iſt erreicht. Die im pariſer Sinn gedachten Kaffeehäuſer ſind eng, ſchmutzig, ohne anſtändige und zuvorkommende Bedienung, ohne Journale, oder wenigſtens Menſchen, die ſie leſen. Seine Taſſe Kaffee bekommt man eine halbe Stunde, nachdem man ſie beſtellt hat. Mag man die Kleider nach franzöſiſchem Zuſchnitt tragen, man ſieht ſie nicht; das elegante Mailand exiſtirt gar nicht zu Fuß, es exiſtirt nur per Achſe. Man hat eine Art von Boulevards, aber ohne die elegante Bevölkerung derſelben. Mailand iſt in dem Grade eine Stadt der Caroſſen, daß ſie dem einfachen Fußgänger nur

die tödtlichſte Langeweile bietet. Es gibt ſchöne Frauen, aber nur hinter dem Kutſchenſchlag. Das Mailand, welches wir armen Fußgänger genießen müſſen, iſt ein enges, ſtinkendes, ſchmuziges Winkelwerk, in dem ſich auch nicht ein einziger großer freier Platz findet, wo man ſich von dem Geſtank der Käſe und der in der Sonne ſchwitzenden Speckſeiten erholen könnte. Und nicht einmal Arkaden hat dieſe italieniſche Stadt. Ihre Arkaden in der Sonnenhitze ſind die Vorhänge der Läden, die einen zwei Fuß breiten ſchattigen Weg bilden, auf dem man in Gefahr kommt, erdrückt zu werden. Und ſo laſſen ſich die Nachtheile der Vergleichung mit Brüſſel und Paris bis auf die größern und kleinern Punkte ausführen.

Mailand iſt eine große Stadt. Sie gehört zu denen, die ſich europäiſch nennen dürfen. Deshalb legt man einen ſtrengen Maßſtab an und fühlt es ſchmerzlich, daß man hier Dinge

vermißt, die man billigerweise finden sollte. Ein Volksleben existirt nicht. Die Noja, die Langeweile, liegt erdrückend über dies Gewimmel der großen und kleinen Häuser, Straßen und Winkelplätze. Statt der Mandoline Abends der Leierkasten. Um zehn Uhr ist alles todtenstill und man muß es pure Anmaßung nennen, daß die Theater ihre Vorstellungen von neun bis zwölf geben. Wenn man um zwölf aus der Scala nach Hause kommt, flackert noch hier und da ein Lichtchen in einem Kaffeehause, aber die Straßen sind so öde, daß man nur den Fußtritt der Schildwachen, den Anruf der Patrouillen hört. Mailand ist labyrinthisch gebaut. Der geübteste Ortssinn hat Mühe, sich zurecht zu finden. Das wäre ganz gut bei einer Stadt, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig entwickelt hat. Das jetzige Mailand ist aber keineswegs von so altem Datum, und man behauptet, dieses Zickzack der Straßen sollte der

Stadt eine Festung ersetzen. Mit Kanonen läßt sich hier nicht operiren, oder man müßte Kartätschenschüsse erfinden, die ihr Ziel erreichen, nachdem sie von drei oder vier Mauern abgeprallt sind.

Wer dieser Stadt einen längern Aufenthalt widmet, findet sich mit der Zeit wol zurecht. Es zieht sich um die ganze Stadt eine theils bereits recht schattige, theils neuangelegte Allee. Schöne, zuweilen kunstreiche Thore, führen mit langen Corsis in die Mitte des Ganzen. Der Waffenplatz mit seiner im einfach edlen Styl gebauten Friedenspforte gibt der Stadt eine vielleicht zu künstliche Ausdehnung. Durch diese Friedenspforte fährt man von Gesto Calende herein. Es ist ein großes Portal mit zwei kleinen Seitenthoren. Das österreichische Kaiserhaus hat hier seine Friedenspolitik, versinnlichen wollen. Einige Reiter werfen solche Kränze, wie sie sich an dem Portal des Metternich'schen

Schloſſes auf dem Johannisberge finden, über das beglückte Italien herab. Ein Reiſegefährte verlangte, daß die Pferde anſpringen ſollten. Als wenn man den Frieden im Galopp bringen könnte! Das Monument in ſeiner Idee und Ausführung iſt ſehr trefflich, aber ob es politiſch iſt? Ob die Italiener es ſo gemüthlich beurtheilen, wie wir? Ob es nicht rathſamer geweſen wäre, gegen den prahleriſchen Arc de l'étoile in den pariſer Champs élyſées einen Pendant aufzurichten, der die Namen jener Schlachten aufgezählt hätte, in denen Frankreich von Aſpern an bis Waterloo erlegen iſt? Mich ergriffen immer wehmüthige Gedanken, wenn ich von dieſem blendenden Monument des Friedens durch die dunkeln, einfachen Alleen des Waffenplatzes nach Sonnenuntergang luſtwandelte. Drüben jenes Caſtell ließen die Visconti errichten, um die widerſpenſtige Stadt zu zügeln. Zweimal zerſtörten es die Mailänder.

Jetzt ist von dem alten Gemäuer noch soviel übrig, daß es für österreichische Soldaten eine Kaserne werden konnte. Ich sage österreichische, warum nicht deutsche? Gehört das Alles uns? Dürfen wir auf diesen Besitz stolz sein? Müssen wir befürchten, ihn wieder zu verlieren?

Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Dom. Erhabene Schauer durchrieseln Jeden, der ihn zum Erstenmal erblickt. In seiner blendenden Marmorweiße, mit seinen zahllosen Kuppeln, Pfeilern, Bildwerken ragt dieser wunderbare Bau über den Dunstkreis menschlicher Leidenschaften empor. In seinem milchweißen Gestein scheint dieser Gottestempel von ewigem Mondschein umflossen. Am Abend, am Morgen, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen, immer der gleiche, jungfräuliche Vollmondsschimmer, der den Dom von Allem abscheidet, was ihn umgibt. Ein Deutscher soll ihn gebaut haben und sagen müssen wir uns: Warum gehören

dieſe wunderbaren Tempel einem Volk, das ihre heilige Bedeutung nicht empfindet? Wo ſind hier Augen, die andächtig zur Höhe dieſes ſtolzen und doch demüthig gedachten Tempels aufblickten? Das Ganze ſtrebt kühn empor und hält plötzlich inne. Ein Thurm könnte und müßte dieſem Bau fehlen, denn entweder würde er ſo winzig ausfallen, wie die kleine geſchmackloſe Spitze, die wirklich darauf gebaut iſt, oder er würde ein Rieſencoloß geworden ſein, der vielleicht die Schönheit gehoben, aber die Symmetrie der Demuth zerſtört hätte. Drinnen, wie groß nimmt uns das auf! Wie ſtrömt das beklommene Herz in eine unendliche Weite, in einen unbegrenzt ſcheinenden Raum, der hier gewiß dem Schöpfer gehört! Ein majeſtätiſcher Eichenwald ſcheint ſich über unſern Häupten aufzuwölben, und wie verlockend, wie tröſtend und beruhigend dieſe ſanfte Dämmerung, die aus den durchſichtigen Teppichen dieſer bunten

Fenſter quillt! Es iſt ein Licht wie aus den Reflexen von Millionen glühender Edelſteine zuſammengefloſſen. Nie habe ich Glasmalereien von einer ſolchen Farbenwahl, einer ſolchen kaleidoſkopiſchen Ineinandermiſchung von Hell und Dunkel, von Sternſchimmer und Karfunkelglanz geſehen. Dies Roth ſind Rubine, dies Gelb Topaſe, dies Blau Saphire. Die Ueberfülle benimmt dem Dome das Licht, aber hier fühlt man, daß es wol eine Dämmerung geben muß, in der es ſich ſeliger lebt, als im Lichte.

Und dieſer wunderbare Bau, weſſen Lob verkündet er? Das Lob des Herrn, des ewigen Gottes, der Himmel und Erde geſchaffen hat? Wo dachtet ihr hin, ihr frommen Seelen, als ihr ſolche Tempel ſchuft? Wer ſoll ſie erfüllen? Vielleicht die Zerknirſchung einer ganzen Nation, wenn einmal Krieg und Peſtilenz die Menſchen in die Gotteshäuſer treibt. Für unſere täglichen großen und kleinen Sünden aber, für das religiöſe

Bedürfniß, wie es kommt und geht, sind sie zu groß. Da liegen Hunderte von Menschen auf den Knieen und kaum merkt man sie vor einem der Altäre, die in den Nischen angebracht sind. Der übrige ungeheure Raum hallt wieder von dem Fußtritt der Neugierigen, der Lungernden, der Bettelnden, eine unwürdige Bevölkerung dieses Domes, den man seiner Bestimmung völlig entrückt hat und in seiner Heiligkeit misbraucht. Dazu kommt, daß der Dom ebenso wenig wie Nôtre Dame in Paris zur fashionablen Modeandacht bestimmt scheint. Auch der mailänder Dom gehört den armen Leuten. Selten eine Equipage an seiner Marmortreppe; wenig anständig gekleidete Beterinnen, die dort mit stummer Gleichgültigkeit einem messeleſenden Priester zuhören. Die vornehme Andacht sucht, wie in Paris, die kleinen entlegenen Gemeindekirchen auf, und allerdings macht ein schönes Auge, hinter einem Schleier, in einer

Laube mehr Effect, als auf dem offenen Felde. Was iſt ſelbſt der ſchöne Menſch im Dom von Mailand!

Im Gewölbe zeigt man die durch ihre Pracht berühmte Kapelle des heiligen Karl Borromeo. Der heilige Karl, einer von den berühmten Fürſtenbrüdern Borromeo, iſt nach Sanctus Ambroſius der Schutzheilige Mailands. „Wir fürchteten nicht die Cholera," ſchrieb kürzlich ein im Solde der Biscontini ſtehender Feuilletoniſt der mailänder Zeitung, „denn wir haben den heiligen Karl!" Die Kapelle dieſes, wie die Todtenliſte der Cholera ausweiſt, doch ſehr unwirkſam geweſenen Präſervativs gegen die Cholera iſt von Marmor, mit Gold und Silber überladen. Wenn uns der Kirchendiener in die Gruft führt und mit ſeiner Fackel die Kerzen am Altare, über dem der Sarg des Heiligen ruht, anzündet, ſo erſtaunt man über dieſe Verſchwendung edler Metalle. Die ſilbernen

und goldenen Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des seliggesprochenen Fürsten schildern, machen beim flammenden Licht den lebhaftesten Eindruck. Der Altar ist bedeckt von einer Menge kostbarer Weihgeschenke, die von den vornehmsten Personen, ja selbst von regierenden Fürsten hierher verehrt worden sind. Napoleon wußte den massiven Gehalt dieser Kapelle wohl zu schätzen und legte auf den mailänder Dom allein eine Brandschatzung von vier Millionen Franken. Der Dom zahlte und die Kapelle blieb unberührt. Der Priester hat uns aber noch größere Schätze zu zeigen, als nur Gold und Silber. Er nimmt ein weißes Meßgewand vom Altare, legt es sich nicht ohne Feierlichkeit um und rollt mit einer eigenthümlichen Schraubenmaschine einen Vorhang auf, hinter welchem in einem Sarge von durchsichtigem Bergcrystall die sterblichen Ueberreste des heiligen Fürsten sichtbar sind. Es ist ein Ske-

lett, beſäet mit Gold und Edelſteinen. An den Knochenfingern ſtecken Ringe, am Haupte goldene Reifen. Zu ſeinen Füßen ſteht eine mumienartige kleine Figur, ein modeneſiſches Prinzlein, das der Ehre, in dieſem Sarge beigeſetzt zu werden, vielleicht deshalb gewürdigt wurde, weil der Heilige ſein Pathe war. Der ſtarke Schädelknochen des Borromäers hat einen eigenthümlichen Ausdruck, aber ich müßte unwahr ſein, wollte ich ſagen, daß er anzöge. Es liegt etwas Maſſives, Stieres und Dumpfes in dieſer Knochenbildung, und man begreift hier jenen Fanatismus, durch den ſich Carlo Borromeo den Geruch der Heiligkeit verdiente. Denn nächſt ſeinen Reichthümern fielen für ſeine Seligſprechung jene Verdienſte in die Waage, die ſich dieſer Cardinal durch die Begründung des Borromäiſchen Bundes erwarb, einer Liga, die mit Geld und Intoleranz die Flammen des dreißigjährigen Krieges ſchürte. Der Proteſtant

wird mit unheimlichen Gefühlen dieſen Sarg wieder ſchließen ſehen und ein Grabmal verlaſſen, deſſen verſchwenderiſche Pracht ſonderbar mit dem überall angebrachten Wahlſpruch des Heiligen, Humilitas, contraſtirt. In den Anfangsbuchſtaben dieſes Wahlſpruches iſt auch regelmäßig die Fürſtenkrone verwebt.

Das Sehen von Merkwürdigkeiten darf nicht bei Jedem Syſtem werden. Die Ermüdung macht ungerecht. Zwiſchen dem Beſuch einer Kirche und dem eines Muſeums eine Sieſte von mehren Tagen, wo man nur genießt und prüft, was man im Volksleben mit der Hand greifen kann! Dieſe Methode iſt koſtſpieliger, weil ſie mehr Zeit erfordert, aber bequemer und zugleich gründlicher. Ich bin viel in Mailand umhergeſchlendert; ich war in den Buchläden, wo man nur Kirchengeſchichte, katholiſche Theologie, italieniſche Poeſien und eine Flut von kleinen encyklopädiſchen Bildungsſchriften findet. Es kommen

auch Journale in Mailand heraus. Der „Politechnico" iſt eine ausgezeichnete Monatsſchrift. Auch Revüen hat man, die monatlich erſcheinen, und ſogar, obgleich verworren genug, über deutſche Literatur berichten. Man will alles ſo nachmachen, wie es in Frankreich iſt, aber es fehlt denn doch die Gründlichkeit, die ſelbſt die Franzoſen noch vor den Italienern voraushaben. In den belletriſtiſchen Blättern, die nebenbei noch von erlaubtem Nachdruck zu leben ſcheinen, wimmelt es von Theatergeſchwätz. Man wird hier vergebens eine Auskunft über deutſches, engliſches und ſelbſt franzöſiſches Theater ſuchen, gewiſſenhaft aber Berichte finden, mit welchen italieniſchen Sängern in Berlin, in Gibraltar und Conſtantinopel das neueſte Werk des Sommo Maeſtro Donizetti „Fanatismo" erregt hat. Die witzig ſeinwollenden Autoren befleißigen ſich eines Styls à la Jules Janin, deſſen Manier ſie aber ſo übertreiben, daß ein wahrer stylo scara-

muccio herauskommt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man bei jedem Buche, welches man zu kaufen wünſcht, handeln muß. Die Frage: Was wollen Sie geben? vorgelegt in einem groſſen Kaufgewölbe, iſt ſo ſchmutzig, daß man ſich darüber verſucht fühlt, oft den ganzen Handel abzubrechen. Man fordere den Preis, unter dem man eine Sache nicht laſſen kann und muthe uns nicht ein Markten und Feilſchen zu, zu dem wir weder die Geduld noch den Krämerſinn haben.

Mein Lieblingsweg ging täglich über den Corſo in die Giardini publici, die ebenſo wenig, wie die in Venedig, beliebt ſind. Links hört man an dem hohlen Widerhall einer Militairorcheſtermuſik, wie ſparſam der heutige Beſuch des Reitercircus iſt. Drüben liegt das Tagtheater della Stadera, wo man heute hohe Stelzentragödien, über die alles weint, morgen die albernſten Farcen gibt, über die alles lacht. Die

Gärten selbst gehören nur den Kindern und den Hunden, die sich zusammen auf den grünen Rasen tummeln. Eine Terrasse führt auf den schöneren Theil des Walles; links das saftige Hellgrün der königlichen Gärten, rechts die Kette der noch schneebedeckten Alpen. Der Weg führt an einem Correctionshause vorüber, wo das Lachen und der lustige Gesang der Gefangenen zwar auf ein sehr humanes Pönitentiersystem schließen läßt, die Abschreckungstheorie aber für die Menge Vorübergehender und neugierig Zuhorchender doch zu sehr aus den Augen gesetzt wird. Aus dem Thore rechts kommt man nach der Eisenbahn, die nach Monza führt, auf welcher der dem Italiener eigne Verschönerungssinn einen Fehler gemacht hat, der keine Nachahmung verdient. Rechts und links hat man die Bahn mit Bäumen bepflanzt, wodurch für das vorüberfliegende Auge ein wahrhaft krankhafter Reiz entsteht. Endlich an der Porta Vicentina kehrt

man in die Stadt zurück. Hier und an der Porta Ticinese hat man das Leben des gemeinen mailänder Volkes; es ist sehr einfach, sehr prosaisch, sehr langweilig. Die Menschen sitzen und glotzen vor ihren Boutiken und warten, daß ein ungarischer Grenadier eintritt, um sich ein Viertelpfund Käse zu kaufen. Die Frauen bessern alte Lumpen aus, die Kinder schreien dazwischen und zuweilen fährt eine vornehme Carosse durch dies Gedränge von Menschen, die entweder die Fröhlichkeit nicht kennen, oder denen ihr dumpfer, brütender Zustand selbst schon das größte Vergnügen ist.

Am Dom vorüber, von der Porta Orientale herauf, finden des Abends jene gepriesenen mailänder Corsofahrten statt. Wer an ihnen etwas Unterhaltendes findet, muß eigne Begriffe von der Langenweile haben. Mir erschienen sie lächerlich und abgeschmackt. In einer engen Straße, die noch Raum für zwei Reihen Fuß-

gänger und die Tiſche der Sorbettiere haben ſoll, ſchießen auf- und abwärts aneinander zwei Reihen Caroſſen vorüber. Die Wagen ſind ſehr elegant, obgleich geſchmacklos grell in ihren Farben. Die Pferde, liebe, treue Landsleute aus Holſtein und Mecklenburg; die Damen wahrſcheinlich ſehr ſchön und vornehm; aber nirgends ein Punkt, dieſe zahmen olympiſchen Spiele gut zu beobachten. Der Corſo iſt nicht einmal mit Gas erleuchtet. Dürftig ſchimmert das Licht aus den Läden und Kaffeehäuſern. Und nun ein Wagen nach dem andern, der uns nichts angeht und den wir nichts angehen. In Hamburg, Berlin und Wien kann man bei jeder beſuchten Oper dies Schauſpiel beſſer genießen. Man hat dort wenigſtens den Vortheil, die ſchönen Frauen ausſteigen zu ſehen. Wenn in Mailand der Corſo breit genug und die vornehme Welt harmlos genug wäre, in der Mitte ihre Wagen kutſchiren zu laſſen und nebenbei

auf dem Trottoir anmuthig hinzuſchlendern, ſo ließ' ich mir gefallen, eine Stunde lang vom Café de Servi aus eine ſolche Corſofahrt zu beobachten. So aber, wie ſie iſt, trieb ſie mich entweder ins Theater oder ins Bett.

Eines Abends, die Sonne war eben hinter dem Monte Roſa verſchwunden, führte mich ein ſchlendernder Spaziergang an eine entlegene Gegend der Stadt, in den Vorhof einer einfachen, niedrigen Kirche. Es war San Ambrogio, eine der älteſten chriſtlichen Kirchen. Alles ſtill in den Kreuzgängen, die die niedrig gelegene Kirche umgeben. Nicht ein einziger verlorner Beter in dem dunkeln, ſtillen Gotteshaus. Schauer erfaßten mich, wenn ich dachte, was an dieſer Stätte, die vor dem Dome die Kathedrale Mailands war, ſich alles ſchon begeben. Jene eiſernen drathüberflochtenen Thüren wagte einſt der heilige Ambroſius vor dem Kaiſer Theodoſius zu verſchließen, der mit blutbeſprit-

ten Händen, hier draußen, in dieſem Vorhofe, anpochte, um nach der grauſamen Züchtigung von Theſſalonich Gott anzubeten. Sind die Thüren nicht die echten, ſo ſind es doch die Angeln, die Pfoſten, die Pfeiler; iſt es doch die Schwelle, auf die Theodoſius ſich reuevoll niederwarf und in dem Muthe des entſchloſſenen Kirchenfürſten die ſtrafende Hand Gottes erkannte. Hierher geht, ihr Oberhofprediger, die ihr an jedem Sonntage in euren fürſtlichen Schloßkirchen eine neue Tugend des Landesvaters zu rühmen wißt; hier lernt den evangeliſchen Muth, ihr Geiſtlichen, und den evangeliſchen Gehorſam, ihr Fürſten! Friedrich Barbaroſſa, der für einen albernen Mummenſchanz, den die Mailänder mit ſeiner Gemahlin getrieben, die damals ſchon große und mächtige Stadt Mailand der Erde gleich machte, hat in ſeinem, wie Profeſſor Schubert in München behauptet, „gerechten“ (!) Zorne San Ambrogio

verſchont. Den Zerſtörungen Attila's und Barbaroſſa's verdankt Mailand ſeine Armuth an antiken Bauwerken. Wie großartig das alte Mediolanum angelegt und geſchmückt geweſen, beweiſen die an dem Corſo der Porta Ticineſe gelegenen ſechszehn antiken Säulen, die man ſonderbarer Weiſe immer mit der in der Nähe befindlichen eleganten St. Lorenzokirche in Verbindung bringt. Es war für mich der Anblick dieſer verwitterten und doch ſo grandioſen Säulen ein Begegnen mit dem Alterthum, eine Ahnung der Schönheiten Roms, die mich mit wonnigem Schauer ergriff. Wie ernſt, wie hoheitsvoll blicken dieſe ſechszehn Zeugen geſchwundener Zeiten auf die kleine Welt herab, die hier an ihrem Fuße Kirſchen und Melonen ausſchreiet, Käſe wiegt, auf ihrem Schafte Bilderbögen voller Heiligen, Schwefelhölzer, Kaffeekannen und blecherne Suppenlöffel ausgebreitet hat! Es ſoll die Façade eines Herkulestempels geweſen ſein.

Der ſtereotype Beſuch jedes Fremden, der nach Mailand kommt, gilt der Brera und der Ambroſianiſchen Bibliothek. Die erſtere iſt eine Art Akademie und enthält Sammlungen für alle Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Gemäldegalerie enthält in leider zu dunkeln Sälen viel Ausgezeichnetes. Die Ordnung der Bilder iſt wiſſenſchaftlich. Auch dient ſie zur Ergänzung für eine Malerakademie, deren Eleven man hier und da, leider immer ſtörend genug, vor den ausgezeichnetſten Bildern auf hohen Bretergerüſten arbeiten ſieht. Die Reiſehandbücher führen alles getreulich auf, was man hier von ſchön gemalter Leinwand finden kann. Wer, wie ich, im Allgemeinen leider gegen dieſe Kunſt kalt iſt, wird nicht viel finden, was ihn dennoch zwingt, ſich vor ihrem Genius zu beugen. Was iſt an jener Madonna von Guido Reni, vor der zwei Dilettanten an Copien arbeiten? Iſt die Mutter Gottes wirklich eine ſo vornehme italie-

niſche Prinzeſſin geweſen, wie ſie uns hier mit einer abſchreckenden ariſtokratiſchen Hoheit anblickt? Sie hält ihr Kind uns entgegen, nicht als den künftigen Erlöſer aus Liebe, ſondern aus Gnade, mit dem ganzen Stolz eines altadeligen Hauſes, das ſich in dieſem Sproſſen die Fortdauer ſeines erlauchten Namens geſichert hat. Einen ſehr ſauber ausgearbeiteten und ſchöngemalten Kopf ſieht man von Raphael Mengs, von Leonardo da Vinci einen geretteten Frescokopf mit der gewöhnlichen Tiefe ſeiner Charakteriſtik. Ein Schweißtuch von Guercino gemalt, iſt grauſenhaft wahr. Man glaubt die heißen Tropfen, vermiſcht mit Blut, herabrinnen zu ſehen. Die berühmteſten Bilder dieſer Galerie ſind bekanntlich das Spoſalizio Raphaels und die Ausweiſung der Hagar von Guercino, zwei kleine Bilder, vor deren tiefanregender Schönheit man allerdings ſtundenlang verweilen kann. Das Verlöbniß Maria's mit Joſeph iſt

eine Jugendarbeit Raphael's, eine erſte Pinſelprobe; man würde dem ſpätern Meiſter weder die ſtereotype Aehnlichkeit aller der hier gezeichneten Figuren, noch den Schattenmangel, noch den geſchmackloſen großen Tempelkaſten, der den Hintergrund bedeckt, haben hingehen laſſen. Aber wie iſt dennoch das Ganze ſo lieblich! Welcher Hauch ſüdlicher Milde weht durch dieſe ſanften Farben! Wie rein offenbart ſich ſchon hier jene hinreißende Idealität, die in allen Schöpfungen des größten Meiſters lebt! Auch hier iſt alles rein menſchlich, rein wirklich, gemüthlich, anſchmiegſam. Der Eindruck des Ganzen iſt ein einiger. Nichts zieht uns hier oder dort hin, ſondern alles lebt in dem einen Gedanken, dem Verlöbniſſe zweier gottgeliebter Menſchen. Ein Gegenſtand, der ohne alle kirchlichen Schnörkel, ohne alle myſtiſche Allegorien, ohne alles Beiwerk fremdhergeholter Symbolik rein menſchlich und deshalb auch ſo rein poetiſch aufgefaßt und

wiedergegeben ist. Aller Zweifel ist fern. In dem Augenblick, wo der Priester die Ringe wechselt, blickt wol manche der Jungfrauen rechts und mancher der Jünglinge links abwärts, aber keiner mit Verstandesgloſſen, keiner, der nicht mitten in der Sache und tief ergriffen wäre von dem magnetiſchen Moment dieſes ſymboliſchen Actes. Es iſt, als durchzuckte ein Blitz die ganze Verſammlung. Geſpannte Neugier bei den Mädchen, ernſte Billigung bei den Männern. Der Schimmer der beiden Reifen ſcheint ſie alle zu blenden; ſie ſcheinen alle zu glauben, daß in dieſer Minute ſich etwas begibt, was jenſeit aller menſchlichen Berechnung im Reich der Ahnung und des Wunders liegt. Es iſt eine Scene, wie ſie nicht vor tauſend Jahren in Paläſtina ſich ereignete, ſondern wie ſie alle Tage in jeder Landkirche, vor jedem Hausaltar ſtattfinden kann. Und dies Alltägliche gerade iſt der Schlüſſel ihrer ſo lieblich überredenden,

ſo einſchmeichelnd feſſelnden Wirkung. Wenn man von dem Bilde ſcheidet, geht man erheitert, denn man fühlt, ſo etwas muß und wird ewig leben.

Anders iſt es nun mit dem berühmten Guercino; hier iſt Schmerz, Zerriſſenheit, tiefe Wehmuth. Abraham entläßt Hagar, weil ſie ihm außer Ismael keine Kinder mehr gebiert. Mit Sara, die uns nur den Rücken zuwendet, beſteht das Bild aus vier Perſonen; das Ganze iſt Knieſtück. Jede Figur hat ihren eigenen Ausdruck, und einen ſo tiefen, daß man ihm nachhängend in die düſterſten Betrachtungen ſich verliert. Wenn man den Abraham, nicht ſeiner friſchen, lebensſtrotzenden Züge, ſondern ſeines weißen Bartes wegen für zu alt findet, als daß er ſich über die Unfruchtbarkeit ſeines Weibes wundern könnte, ſo iſt dies eine mehr witzige Bemerkung, die die patriarchaliſche Einfachheit des Bildes eben darum nicht ſtört, weil für

Hagar dieſer greiſe Abraham in gehorſam weiblicher Hingebung ein Jüngling iſt. Er verſtößt ſie, es iſt hart, aber ein höherer Geiſt, jener prophetiſche Geiſt, der ſich in der verklärten Hoheit ſeiner Züge ausgeprägt findet, entſchuldigt dieſe Härte. Es iſt nichts Leidenſchaftliches, nichts Frevelndes in dem ſtolzen Blick ſeines Auges. So, wie er einſt das Meſſer ergreifen wird, um ſein Kind dem Höchſten zu opfern, ſo ſagt er zu Hagar: Gehe, weil es der Herr will, gehe, weil du nicht bleiben darfſt! Und Hagar klagt dieſe Marmorruhe nicht der Marmorkälte an, ſie ringt nicht die Hände, wie ſie würde ein Franzoſe gemalt haben, ſie zeigt nicht ſtolz auf den kleinen weinenden Ismael. Weder Uebermaß des Schmerzes, noch Trotz in ihrem feuchten Auge, ſondern etwas ganz Anderes, viel Höheres, viel Tieferes. Es iſt Gehorſam, Scham und ſtiller Schmerz, daß es ihr nur einmal gelang, für die Umarmungen eines Mannes in

einem Kinde ihm Dank zu ſagen. Es iſt das zerknirſchte Selbſtbekenntniß der Unfähigkeit, an der Spitze einer großen Familie zu ſtehen, und in einer gewiſſen Härte der Formen, in einem gewiſſen harten Tone der Incarnation hat der gedankenreiche Künſtler dieſe Unfähigkeit mit bewunderungswürdiger Zartheit angedeutet. Es ſind nicht zwei Menſchen, die ſich trennen, trennen aus Grauſamkeit, ſondern zwei Principe, die ſich trennen müſſen aus Nothwendigkeit. Der kleine Ismael beweint dieſe Nothwendigkeit. Hagar weint über Ismael's Thräne. Auch in Abraham's tiefſtem Innern quillt ſie, doch das Auge des Sehers drückt ſie zurück. Was nun auch der Beſchauer über dieſe Scene empfinden mag, dafür gibt uns der Künſtler den breiten Rücken der Sara. Auf dieſen Rücken kann man ſchreiben, was man will und eine etwas ſchnippiſche Wendung des Haubenſtriches über die Achſel deutet an, daß ſich auch in die-

ſer heiligen Sphäre die Eva-Natur eines triumphirenden Weibes nicht wird verleugnet haben.

Auch in der Ambroſianiſchen Bibliothek, deren Hauptſchatz ihre berühmten Manuſcripte ſind, findet man gute Bilder. Sie ſind freilich nicht ſo koſtbar umrahmt, wie die in der Brera, ſie ſind auch meiſt nur klein und geben von berühmten Meiſtern oft nur Studien und kleine Tiſchabfälle. Aber ſie bekommen gerade dadurch einen antiquariſchen Charakter, der uns mit beſonderer Neugier bei ihnen verweilen läßt. Für den Raphael'ſchen Carton: die Schule von Athen, hätte ich mir ein ſchäferes Auge gewünſcht. Allerhand kleine Tiziane hängen zerſtreut umher. Auch Köpfe von Leonardo und groteske Zeichnungen von Michel Angelo. Wahrhaft geſchämt habe ich mich, mitten in dieſen werthvollen Arbeiten eine lächerliche Pinſelei, die Bekehrung des heiligen Euſtachius darſtellend, als ein Werk Albrecht Dürer's angegeben zu finden. Schon

der Blick auf einen allerdings auch nicht sehr schmackhaften, abgeschlagenen Johanniskopf von der Hand dieses Malers (welcher arme nürnberger Diebeskopf mag ihm zu dieser Studie von der Scharfrichterei seiner Vaterstadt geliefert sein?) kann beweisen, daß Albrecht Dürer eine solche Arbeit nicht hat liefern können. Auf diesem Bilde kommen Pferde, Hunde und Hirschkühe vor, die aus Lebkuchen gebacken oder aus Holz gebrechselt scheinen. Die Bäume sind von lakirtem Blei und die Wolken von Glas, kurz die Arbeit ist so stümperhaft, daß man die Behörden auffordern möchte, Untersuchungen anzustellen, ob dieses Bild wirklich mit Recht Dürer's Namen trägt. Man möchte glauben, die Italiener hätten dieses Bild aufgehängt, um die altdeutsche Kunst lächerlich zu machen.

Am Frohnleichnamstage, dessen glänzend vorbereitete Prozession an dem regnichten Wetter scheiterte, besuchte ich in Begleitung des geistrei-

chen und gefälligen Professors Menini, dem die deutsche Literatur für seine ihr gewidmeten Bemühungen zum höchsten Dank verpflichtet sein muß, die Werkstatt Pompeo Marchese's. Die Italiener, die den Thorwaldsen der Welt überlassen, halten den Pompeo Marchese für den ersten jetzt lebenden Bildhauer Italiens. In der That ist sein Name in die neuere Kunstgeschichte mannichfach verflochten und die Zahl seiner öffentlich ausgestellten Leistungen so groß, wie die seiner Schüler. Selten wird man hinter einer kleinen Thür, die der Eingang eines kahlen und unbedeutend scheinenden Hauses ist, zu einer so enttäuschenden Ueberraschung eintreten. Das Atelier Marchese's ist schon seiner lieblichen Lage wegen sehenswerth. Um einen nicht großen, aber in üppigster Blumenpracht blühenden Garten ziehen sich die reichen Hallen, bald der Werkstatt, bald des Museums in gefälliger Symmetrie. Der Fuß schreitet über

Marmorſäulen; rechts und links vollendete oder in Arbeit begriffene Sculpturen, Modelle berühmter Werke, die man von Marcheſe in Wien, Mailand und viel mehr im übrigen Italien ſehen kann. Auch Meiſter Goethe, wie er nur von einem Italiener, der nichts von ihm geleſen hat, kann wiedergegeben werden, ſitzt im Modell gar ſtattlich in einer Ecke dieſer weiten Hallen. Die Ausführung war bekanntlich ein Geſchenk, welches einige in Mailand etablirte reiche frankfurter Kaufleute der Vaterſtadt am Maine verehrt haben. Selten iſt wol eine reiche Gabe unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen zugedacht und ſo kalt aufgenommen worden, wie dieſer Marcheſe'ſche Goethe in Frankfurt am Main. Es läßt ſich an der Statue nichts ausſetzen. Sie iſt in dem Styl, wie die italieniſchen Bildhauer alle ihre berühmten Poeten, Hiſtoriker, Philoſophen, Nationalökonomen u. ſ. w. zur Anſchauung bringen. Daß Goethe ſitzt, ſtatt

zu ſtehen, hat mir wegen ſeiner bekannten Liebe zur goldenen Behaglichkeit immer beſſer geſchienen. Nun aber traf es dieſe Statue ſehr übel. Die Frankfurter hatten es endlich ſoweit gebracht, daß ſie in der Zeit des jetzt geheilten Denkmalfiebers auch ihren Goethe haben wollten. Und zwar einen recht ſtrammen, ſtattlichen, bronzenen, mitten in die dankbare Stadt hinein, auf einem großen Platz oder am Ende einer großen Straße. Mit Thorwaldſen und Schwanthaler wird unterhandelt, ein Comité errichtet ſich, Geldbeiträge fließen leidlich zuſammen. Siehe, da kommt mitten unter die Subſcriptionsliſten ein fix und fertiger marmorner Goethe aus Mailand, ein Geſchenk dreier patriotiſcher Frankfurter, die den bedeutenden Preis, den Pompeo Marcheſe für ſeine Arbeiten nimmt, aus ihrer eigenen Taſche bezahlt hatten. Sie boten ihren Goethe nicht zum Verkauf, ſondern zum Geſchenk. Sie wollten die Speſen, die Koſten

der Aufrichtung, alles übernehmen, dieſe ehrenwerthen Männer. Aber man nahm ihr Anerbieten nicht an, betrachtete die Arbeit des Italieners mit Gleichgültigkeit und hat ſie jetzt in das Veſtibul der Bibliothek geſtellt, wo ſie anſehen kann, wer da will. Den echten frankfurter Goethe wollen ſie nun auf den Comödienplatz ſtellen, gegenüber den drei Haſen, umgeben von Häuſerchen, die im Hypothekenbuch ihrer Lage wegen recht hoch angeſchrieben ſtehen mögen, in der That und Wahrheit aber eine des Dichters unwürdige Staffage ſind. Des Abends werden die Kutſcher, die ihre Herrſchaften aus der Loge abholen, dem Dichterfürſten mit der Peitſche um die Ohren knallen, oder ſie werden, wenn man ihn durch eine Schildwache ſchützt, die Statue zu jenem Ziele machen, welches die Wagenlenker der Alten bei den Ludis circensibus im Umſchwenken vermeiden mußten. Die Alten wählten aber zu dieſer ſoge-

nannten Meta gewöhnlich einen Obelisken oder einen stumpfen Kegel, keine Statue, auf welche mit Andacht und Bewunderung das Augenmerk eines ganzen Volkes gerichtet ist.

Doch zurück zu Marchese. Mag ihm auch die deutsche Heroenwelt verschlossen sein, die italienische beherrscht er meisterhaft. Von seinen allegorischen Gruppen werden die einfachsten am meisten ansprechen. Für die vielen geschmacklosen Civil- und Militairbehörden, die sich kopfweise hier aufgeschichtet finden, kann die Kunst nicht, die nach Brod geht. Wahrhaft lächerliche Fratzen sieht man da, Köpfe die nicht werth sind, aus Brodkrumen nachgeformt zu werden, geschweige aus Marmor. Einige Denkmäler zu Sarkophagen sind wahr empfunden. Vor der Gruppe, welche die Kreuzesabnahme Christi darstellt, sollen Kenner mit Bewunderung stehen. Wer verdenkt es dem Künstler, daß ihm der Ruhm, den er für dieses Werk erntete, süß

ſchmeckt und er ſich ein wenig zu oft in der Wiederholung ähnlicher Ideen bewegt? Im Allgemeinen bemitleide man jeden Künſtler, der in die Lage kommt, viel Geld zu verdienen. Er hört auf, ſein eigener Herr zu ſein. Der Geſchmack der Beſteller wird ihm erſt Befehl, allmälig Gewohnheit. Er wird in Welten heimiſch, die ſeinem Genius hätten fremd bleiben ſollen. Dies Gefühl erwecken beſonders die religiös-kirchlichen Arbeiten des Künſtlers. Die Bildhauerei gehört der Erſcheinungswelt an, die Religion der Welt der Ahnungen. Iſt ſchon die Verzierung jenes ungeheuern Sockels, den ich eben in Arbeit fand, auf welchem Blumenguirlanden mit allerdings wunderbarer Feinheit in Marmor ausgehauen waren, deshalb eine Verirrung, weil das Weſen der Blume recht eigentlich der Malerei angehört, ſo geht doch jene gewaltige Gruppe, die auf dieſen Sockel geſtellt werden ſoll, eine plaſtiſche Allegorie der Reli-

gion, völlig über die Grenze hinaus. Eine Himmelskönigin mit einem todten Chriſtus im Schooß, umringt von Gruppen Andächtiger. Weiber, Kinder und Greiſe, die ſich drängen, die Fußzehen des Gekreuzigten zu küſſen. Iſt das eine Allegorie der Religion, oder eine Allegorie des Aberglaubens? Die Himmelskönigin hat eine Stralenkrone ums Haupt. Stralen, Lichtſtralen, durch Marmor ausgedrückt! Wohin geht ihr wieder, ihr Künſtler? Iſt das nicht eine Conception im alten jeſuitiſchen Geſchmack? Fehlt da noch etwas, daß man nicht den Tüncher ruft, den Marmor zu übermalen, oder wenigſtens den Gürtler, die kalten Marmorſtralen zu vergolden? Man forderte mich auf, in ein Beſuchbuch, welches der Künſtler offen liegen hat, einen Denkſpruch zu ſchreiben. Ich hätte, im Gefühl, daß mir ein einziger ſchöner Kopf, eine einzige ſchön gegliederte Figur lieber iſt, als dies heilloſe allegoriſche Gruppen-

werk, ihm schreiben mögen: Vergäße doch die Bildhauerkunst nie, daß sie der Triumph der Einfachheit sein soll!

Wie prosaische Gemüther es gibt, hört man recht beim Urtheil über einen Kunstgenuß, der zu den ergreifendsten gehört, die die Wanderung durch Italien nur darbieten kann. Von Leonardo da Vinci's Abendmahl heimkehrend, sagen so viele Reisende: „Der weite Weg nach Santa Marie della Grazie belohnt sich nicht. Das berühmte Bild ist an der Wand eines häßlichen, dunkeln Saales, so gut wie nicht mehr vorhanden.“ Und grade diese Wanderung hat mich tief erschüttert. Von diesem berühmten Abendmahl, von diesem edlen, in so einfacher und fast architektonischer Harmonie gehaltenen Bilde, sind tausend und abertausend Copien fast in jedem christlichen Hause irgendwo in einem Winkel zu finden; schon Millionen Confirmanden haben vor ihm die heiligen Schauer der ersten Einladung zum

Tische des Herrn gefühlt und von diesem Bilde, wie es Leonardo da Vinci mit eigner Hand malte, ist so gut wie nichts mehr übrig. Er malte es für den Eßsaal eines Klosters. Die Mönche müssen begieriger in ihre Schüssel, als nach jenem Symbol des Geistes, in dem sie sie leeren sollten, geblickt haben; früh schon zeigte es Spuren von gleichgültiger Behandlung. Dann kamen die Zeiten der Barbarei, die Revolution und aus dem Speisesaal des Klosters wurde ein Stall für die Pferde französischer und österreichischer Cavalerie. Leonardo da Vinci war bekanntlich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Das berühmte Roß, das der auch als Bildhauer große Mann fertigte, zerschossen ihm vor seinen eignen Augen französische Reiter, die es zur Belustigung als Zielscheibe wählten. Auch sein Abendmahl ging durch Pferde und Stallknechte zu Grunde. Später entdeckte man die Barbarei und hat von der weltberühmten Schö-

pfung so viel gerettet, daß wenigstens noch einige Figuren mit bläßlichem Farbenschimmer aus dem Chaos der zerstörten Wand auftauchen. Zu diesen gehört Christus selbst. Den Ausdruck seiner Miene im Original erreichen alle Copien nicht. Dieses gebeugte blonde Haupt, mit dem tiefen Schmerz in den gesenkten Augenwimpern, verräth selbst noch in der Zerstörung den ersten tiefsinnigen Anhauch des Künstlers. Nie habe ich das hundertmal gesehene Bild so verstanden, wie hier, vor der Quelle seines Ursprungs. „Einer ist unter Euch, der mich verrathen wird!" — Um dieses Wort dreht sich der Ausdruck aller Physiognomien. Ich? oder Ich? Wie könnte Ich? Das sagen sie Alle. Und nur Judas stutzt. Christus aber, nach dem Ausdruck auf dieser verwitterten Kalkwand, nach den ausgeblaßten, dreihundert Jahre alten, von Sätteln, Riemzeug und Pistolenhalftern zerriebenen Farben, verräth um die schmerzlich geschlossenen

Mundwinkel den Gram, den tiefen Gram, daß Einer aus seiner nächsten Nähe, Einer von seinen zwölf Begleitern, Einer von seinen theuersten Freunden — alle Liebe so für ihn opfern und ihn seinen Feinden überantworten konnte! Es ist auch hier etwas Reinmenschliches wie beim Raphael, was uns anzieht, und nur unsere modernen Heiligenmaler haben diese brütende, säuerliche Mystik erfunden, die ihre Bilder, trotz der palettendick aufgetragenen Frömmigkeit so ungenießbar macht.

Von solchen und ähnlichen Eindrücken bewegt, flüchtete ich mich immer in das Hôtel Reichmann zurück, wo man deutsch unter Deutschen behaglich aufgenommen ist und bei reinlicher Kost, luftigen Zimmern, Sauberkeit der Bedienung vergißt, daß man sich in einer Stadt befindet, wo viel Schönes, viel Erhabenes zu sehen ist, es aber doch, was die physische Existenz anbetrifft, Läden gibt, in denen

zu gleicher Zeit Käse, Seife und Salatöl verkauft wird. Bei Reichmann ist man wenigstens sicher, daß man sich nicht mit Käse waschen oder mit Seifenspiritus seinen Salat anmachen soll.

7.

Die Mailänder Scala.

Es war an einem heißen Julitage, als ich vor einigen Jahren mit einem Freunde, der nach Hamburg zum Beſuch gekommen war, durch die an ihr Flammenſchickſal noch nicht denkende Hanſaſtadt wanderte. Unſer Weg führte uns an einen der berühmteſten Auſterkeller Hammonias vorüber. Schade, ſagte ich zu meinem Beſuch, daß Sie nicht zur Auſternzeit gekommen ſind und Hamburg von einer ſeiner geſchmackvollſten Seiten kennen lernen. Indem fiel mein Blick auf einen Haufen vor der Kellerthür aufgeſchichteter Auſterſchalen, ja noch

mehr, das bekannte Wahrzeichen frisch angekommener Austern, ein Fäßchen mit einigen Austerschalen darauf, machte mich stutzen. Wie, man hat frische Austern, sollte die kühle Witterung der vorigen Woche den Transport möglich gemacht haben? Und freudenfüllt zog ich den lüstern gewordenen Freund die Kellerstufen hinunter. Frische Austern? fragte ich zweifelnd einen die Stelle des Wirths vertretenden Kellner. Zu dienen, hieß es, und einige Dutzende waren sogleich bestellt und standen bald, sauber zugerichtet, vor uns. Mangel an Appetit verhinderte mich, diesem außerordentlichen Genusse heute besonders zuzusprechen. Mein Gast aber ließ es sich wohl schmecken. Behaglich schlürfte er den wässerigen Gallert ein, tröpfelte Citronen darauf, würzte ihn mit Pfeffer, spülte ihn mit Porter hinunter und pries das in seinen physischen Genüssen unübertreffliche, einzige Hamburg. In dem Augenblicke ging draußen die Kellerthür; der Wirth

trat ein, hob die rothe Gardine von der Glasthüre, welche den Vorplatz von dem kleinen Cabinete trennte und schien wie vom Schlage getroffen, als er einen wohlbekannten Kunden in einer Arbeit begriffen sah, die ihm nicht munden wollte. Ab und zu gehend trat er endlich ein und blickte meinem Beginnen, auch meinerseits mir einige der delikaten Schalthiere auszuhöhlen, mit Entsetzen zu. Wie ich eben im Begriff war, eins davon an den Mund zu bringen, sprang er auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte: Herr Doctor, Sie werden doch diese Austern nicht essen? Ich sah ihn groß an und hinderte meinen Gast, den Rest zu sich zu nehmen, indem ich ihm zu seinem Erstaunen bewies, daß die noch übriggebliebenen nicht eben die besten wären. Sie sind so gut wie die andern, sagte er befremdet. Nein, nein, kommen Sie nur, bedeutete ich ihm und zog ihn fort. An der Kellerthüre nahm mich der Wirth

zur Seite und ſagte mit jener biedern Treuherzigkeit, die den hamburger Mittelſtand bezeichnet: Aber wie haben Sie mir das zu Leide thun können? Wiſſen Sie denn nicht, daß das blos Frembenauſtern ſind? Frembenauſtern? ſagte ich ganz erſtaunt über dieſe neue Gattung, die ich noch nicht neben den engliſchen und holſteiniſchen hatte nennen hören. Ei, ſagte der Wirth, im Sommer kommen ſo viele tauſend Fremde nach Hamburg, die alle nicht wieder abreiſen wollen, ohne Auſtern gegeſſen zu haben, für dieſe putzen wir mit Mühe und Noth eine Waare heraus, die Sie, ein ſchon Eingebürgerter, nicht eſſen dürfen. Das ſind die Frembenauſtern!

Grade ſo geht es mir mit der Scala. Wer hätte ſich nicht gefreut, einer Vorſtellung auf dem erſten Operntheater der Welt beizuwohnen! Die Scala! Die Bühne, ohne die es für den italieniſchen Componiſten keinen Ruhm gibt, die

höchste Instanz für das Schicksal jeder neuen Oper, die Tonangeberin des musikalischen Geschmacks, ewige Ruhmeshalle für die, die hier ihre ersten Lorbern verdienten, Klippe für Unzählige, die singend und componirend hier schon gescheitert sind. Aber welche bittere Enttäuschung! Wie in Hamburg Fremdenaustern, gibt es in Mailand eine Fremdenscala. Die echte Scala singt jetzt in Wien, Venedig, hier und da in der Welt zerstreut und nur zur Wintersaison, zur stagione carnavalesca findet sie sich wieder in der lombardischen Hauptstadt ein.

Die Sommerscala wird von einer Truppe unterhalten, deren mittelmäßige Leistungen nur für die Fremden berechnet sind. Der Mailänder verschmäht diese falschen Austern. Die Logen sind leer, das Parterre füllt sich nur, wenn es irgend eine neue Oper, irgend ein neues Ballet, welches der Sommerimpressario aufzuführen wagt, auszupochen gibt. Für diese

Fremdenoper fehlt alle Verehrung, alle Rückſicht und ſelbſt gute Talente, die ſie aufzuweiſen hat, können gegen das einmal ungünſtige Vorurtheil nicht aufkommen. Auch fehlt deshalb aller Fleiß. Drei einſtudirte Opern, drei Ballette müſſen für den ganzen Sommer ausreichen. Sie werden alle Tage vorgeſetzt und rechnen nur darauf, von den Fremden bewundert oder wenigſtens bezahlt zu werden.

Mag nun auch der Inhalt verſchieden ſein, die Schale der Auſter iſt im Sommer und Winter ſich gleich. An dem Aeußern der Scala wird ſich im Winter wenig ändern. Nur wird dieſe Unzahl kleiner Logen in der gewaltigen Runde beſuchter ſein. Es wird mehr ſchwärmen und ſummen in dieſen Zellen, die mit einem Bienenſtocke große Aehnlichkeit haben. Das Rund des Hauſes iſt gewaltig. Das iſt ja kein Theater, das iſt ein Platz, ſagte die Lutzer, als ſie erſchrak, hier ſingen zu müſſen. Die Bühne

ſelbſt iſt außerordentlich breit. Das Orcheſter, von einem Violin ſpielenden Dirigenten geleitet, kann ſich frei und behaglich ausdehnen. Die Logen ſind allerdings nicht mehr als geſperrte Sitze. Sie haben Corridore und Vorzimmer, in denen man von der Hitze des Saals ſich erholen kann. Ob dieſe kleinen Vorzimmer Hülfsmittel der verbotenen Romantik ſind, ob man, wie behauptet wird, hier Rendezvous gibt und die tragiſchen Scenen, die draußen auf der Bühne geſpielt werden, drinnen nachahmt, weiß ich nicht. Nur ſoviel iſt gewiß, daß ſich in den Logen nur ein einziger Sitz befindet, von dem aus man bequem auf die Bühne ſehen kann.

Vor dem Eingang der Scala befindet ſich eine Art muſikaliſcher Börſe. Hier kann man in den Muſikhandlungen und Kaffeehäuſern zu jeder Stunde des Tages Gruppen von Menſchen zuſammenſtehen ſehen, bei denen die Muſik entweder Leidenſchaft oder Erwerb iſt. Hier

werden die Contracte zu neuen Opern abgeschlossen; hier zwischen Dichter und Componisten die Vorzüge eines Sujets vor dem andern abgehandelt. Jene ängstlichen, etwas gereizt um sich blickenden Gestalten, mit meistentheils übertrieben eleganter Toilette sind Sänger, die ein Engagement suchen und durch ihr Aeußeres dem Impressario verrathen wollen, daß sie noch lange nicht gezwungen wären, einen Contract mit schlechten Bedingungen einzugehen. Jener stolze Herr, der zur Unterstützung seines Embonpoints den Stock mit beiden Händen hinten nachläßig über den Rücken hängen läßt, ist ein Engagementsmakler, der Inhaber eines Theatergeschäftsbureaus, der in der einen Tasche die Engagements suchenden Mitglieder, in der andern die offenen Stellen hat. Dieser Mann bezieht Briefe aus dem Orient, aus Spanien, ja aus Südamerika und Berlin, überall her, wo Nachäfferei oder Stümperhaftigkeit der eignen Ge-

sangstalente die schlechte Mode eingeführt hat, eine italienische Oper zu unterhalten. Hier begegnet man auch den Chefs der Claque, den Herausgebern der Journale, die sich mit satanischem Lächeln bei dem Kapellmeister nach dem Erfolg der von einer neuen Oper angestellten Proben erkundigen. Die zuweilen vorüberhuschenden Damen grüßen höflichst einen am Kaffee der Dilettanti sitzenden hagern, langen und pedantisch seine Chocolade schlürfenden Herrn. Es ist der Musikmeister, um den sie nach Italien gekommen sind. Sie leben hier entweder auf Rechnung irgend einer wohllöblichen deutschen Hoftheaterintendanz, die sie hier zu künftigen lebenslänglichen Primadonnen ausbilden läßt, oder ein alter Papa hat sie hergeführt, um den letzten Rest seines Vermögens an die Ausbildung einer Kehle zu setzen, deren Klang sich in seinen alten Tagen wirklich versilbern soll. Ueberall in den Winkeln Mailands hört

man irgend eine solche Stimme gurgeln und die Scala flöten, eine Zukunftsstimme, die sich in einigen Jahren vor die Schranken der unbestechlichen transalpinischen Bühnenkritik stellen wird. Auf dieser musikalischen Börse wird das Schicksal der Novitäten, die gegenüber aufgeführt werden, schon vorher entschieden und es muß wol von dem dabei in Scene gesetzten bedeutenden Aufwand von Neid und Intrigue kommen, daß mir hier, am Ausfluß der Straße Santa Margaritta immer nur unheimlich zu Muth gewesen ist.

Italienische Theatervorstellungen sind oft beschrieben. Es ist alles wahr, was man von ihnen erzählt hat. Man betrachtet das Theater als eine gesellschaftliche Erholung, die uns neben der musikalischen Unterhaltung auch alle Annehmlichkeiten einer ungestörten Conversation bietet. Und wenn ich eine Stimme von funfzehnkaratigem Silber hätte, so möchte ich für alle

Schätze der Welt kein italienischer Sänger sein. Singen müssen in diesem Geschwätz, in diesem wogenden Meer von Gleichgültigkeit, bei diesen unartigen Unterbrechungen, es gehört die Gefühllosigkeit des Italieners dazu, um dafür, daß man Geld verdient, eine solche Mishandlung zu ertragen. Es ist nämlich ganz richtig, was man uns erzählt hat, daß Niemand auf den innern Zusammenhang und den organischen Verlauf der Oper Acht. gibt. Der gesungene Dialog geht ganz verloren; eine Arie erzwingt sich vielleicht Aufmerksamkeit, aber dann trällern zehn alberne Narren in unserer nächsten Umgebung die Melodie des Sängers mit. Und gelingt es endlich einer Stelle, daß sie mit allgemeinem Stillschweigen angehört wird, so bricht das furore, das man jetzt hier fanatismo nennt, in so betäubender, Nerven erschütternder Raserei los, daß man sich physisch und moralisch verletzt fühlt. Moralisch, weil man den

Uebergang in dieſes Extrem durch nichts vermittelt findet.

Ich ſah einige Opern und unter andern den Don Pasquale von dem angebeteten Donizetti. Man begreift dieſen Enthuſiasmus für Donizetti, wenn man in Anſchlag bringt, wie ſehr das wirkliche Talent dieſes Componiſten gegen eine Menge Mittelmäßigkeiten abſticht, deren Muſik ſich die Italiener vorſpielen laſſen. Hört man dies Geklingel der übrigen Maeſtri, ſo muß man wenigſtens von Donizetti rühmen, daß alles bei ihm Hand und Fuß hat. Ob ſein Don Pasquale in Deutſchland gefallen wird? Dem Sujet läßt ſich kein großes Glück prophezeihen. Eine verſchmitzte Witwe, die einen alten Hageſtolz heirathen zu wollen vorgibt und, um ihn von ſeiner Leidenſchaft für ſie zu heilen, plötzlich an ihren kleinen Sammetpfötchen die Krallen zeigt, den armen Alten wie ein weiblicher Petruchio behandelt und ihn endlich nach

allen ihren Grobheiten und unschönen Malicen auslacht, das ist eine Intrigue, mit der sich der deutsche Zartsinn nie befreunden wird. — Auch Ballette sah ich und wohnte der ersten Aufführung eines neuen bei. Die Beurtheilung desselben war streng, aber im Allgemeinen geschmackvoll. Ich mußte mir sagen, daß das, was ausgelacht wurde, auch wirklich immer verfehlt war. Jedes geschmacklose Arrangement wurde streng verworfen. Jeder Tanz, der sich dem Walzer oder Hopser näherte, wurde als unwürdig zurückgewiesen. Das in unsern Balletten übliche Herumrasen des Chors, das Walzen bei Festscenen, das Hopsen und Springen von Kindern wurde als gemein und alltäglich ausgezischt. Auch so manchem Andern, was bei uns für schön gehalten wird, wollte man keinen Beifall schenken, dazu gehörte besonders das übliche Manöver, mit welchem die Tänzer bei uns ihre pas de deux zu beschließen pflegen: das Auf-

gehobenwerden der Tänzerin durch den Tänzer. In Deutſchland, wo man immer gern in die Art zurückfällt, wie Hans und Grete auf der Kirchweih tanzen, wird immer ſehr geklatſcht, wenn der Gott zuletzt die Bajadere über die Hüften nimmt, ſie eine halbe Mannslänge über ſich emporſchleudert und ſie zu irgend einer gezwungenen Attitüde wieder zu ſich herunterfallen läßt. Dieſer Coup, von einem Tänzerpaar, das ſo eben aus England kam und Gaſtrollen gab, mehrfach wiederholt, wollte im Lande der Citronen nicht die Wirkung hervorbringen, wie im Lande der Beefſteaks. Man fand ihn unanſtändig und ſchrie ſo oft: ô, ô durcheinander, daß die arme Engländerin Giovannina King ganz die Beſinnung und für all' ihre folgenden Tänze das Gleichgewicht verlor. Mit einem Wort, das Ballet fiel durch, was jedoch nicht hinderte, daß es ſeitdem zwanzigmal wiederholt worden iſt.

Man soll alles nach seinem Elemente beurtheilen. Ist das Element des Italieners die Musik, so muß ich gestehen, daß mir dieses merkwürdige Volk grade in der Scala abstoßend erschienen ist. Hier haben die Unterdrückten endlich eine Gelegenheit zum Herrschen und wie üben sie diese Herrschaft! Phlegmatisch liegen sie auf den Bänken, gähnen laut, toben und persifliren die Handlung oder die oft verfehlte Bemühung des Sängers mit den liebloseſten Interjectionen. Soll eine Sängerin, die nicht beliebt ist, zärtlich sein, so miauen sie ihr nach, wie die Katzen. Soll ein Sänger poltern, so belfern sie ihm nach wie die Hunde. Mislingt etwas, so hilft man nicht, wie in Deutschland und Frankreich, der Lücke mit Klatschen nach, sondern alles bricht in Schadenfreude aus. Möglich, daß ich hier auch nicht den Italiener im Allgemeinen, sondern nur das vornehme, junge Mailand kennen gelernt habe. Was hier geübt

wird, ist vielleicht nur der Witz moderner fashionabler Jünglingswelt, der in dem üppig gekräuselten Barte, ihrer einzigen Zierde, Verstand und Herz sitzen geblieben scheint. Einen Haupttonangeber dieses Parterres sah ich am andern Morgen im Café della Scala, dem Theater gegenüber. Er stürzte herein, bestellte sich sein misto frutto, griff weder nach einem französischen noch italienischen Journal, sondern stellte sich von einer Spiegelwand zur andern. Er bekam sein Eis und stand noch immer vor dem Spiegel. Ich hatte Lamartine's neueste Rede durchgelesen und der mailänder Elegant war verschwunden. Er stand an einer andern Ecke des Saales vor einem andern Spiegel. Er zählte seine Sous, indem er verstohlen zu einem dritten Spiegel hinblickte, der hinter dem Buffet angebracht war. Zuletzt zog er seine Uhr, sah nach der Zeit und spiegelte sich wieder hinten in dem polirten Gehäuse. Alles verwandelte

ſich dieſem jungen Narciß in einen Spiegel. Ohne Spiegel konnte er nicht leben und nun frage man noch, was ihn während der Vorſtellung am Abend ſo foltern mußte, daß er nicht aufhören konnte zu gähnen, zu grunzen, zu nieſen und zu huſten? Wahrlich, wenn ich bedenke, daß die moderne italieniſche Muſik berechnet iſt, den Fanatismus einer ſolchen Oberflächlichkeit zu erregen, dieſe ſpiegellüſternen Dandys zu bis, bis und bravis hinzureißen, ſo nimmt meine Vorliebe für ſie bedeutend ab und ich muß geſtehen, daß auch die italieniſche Oper eines jener Dinge iſt, die man, um nicht die Achtung vor ihnen zu verlieren, nicht an der Quelle ſtudiren muß.

8.

Zwiſchen Mailand und Genua.

Es wurde endlich Zeit zum Scheiden. Bei Reichmann hatt' ich die hartnäckigſten Zauberer überdauert, immer drückender fiel die Sonne in mein kleines Arbeitszimmer No. 18, wo ich mir ein ſtilles, rechts und links nur von wohlklingender Muſik unterbrochenes Einſiedlerleben geſchaffen hatte. Um Abſchied von Mailand zu nehmen, beſtieg ich den Dom. Staub und die der Hitze eignen Sonnennebel verhüllten freilich den Blick in die Alpen, aber es war doch erhaben, doch großartig, ſo herabzuſchauen in das Gewühl der Stadt, hinüber dort bis nach Monza, dort bis

nach Pavia. Und den Blick in die Ferne gibt man auch gleich auf, wenn man die Wunder betrachtet, die in der Nähe sind. Da ist dieses herrliche, architektonische Kunstwerk mit seinen zahllosen Bögen, Pyramiden und Statuen. Ein Garten von Marmor, da oben, durch den wir wandeln. Ein Flor der schönsten Frühlingsblumen, die hier versteinert blühen. Es ist hier oben, in dieser luftigen Höhe, alles kühn, alles muthig. Diese Pyramiden, wie weit sie vorgeschoben sind, wie zart, wie dünn gespitzt, wie schwindelnd die Statuen, die auf ihnen wie Wetterfahnen hin- und herzuschwanken scheinen! Und diese Bildwerke sind nicht etwa Dutzendarbeit. Meister haben ihre besten Arbeitsblüten hierher geliefert; jener Napoleon, an dessen Rücken sich der Blitzableiter des Domes lehnt, ist von Canova, jene schwindelnden, einsam in der Luft schwebenden Statuen, die verächtlich in den Corso hinunterschauen, sind von Marchese und dem nicht min-

der geschätzten Monti. Noch ist hier das Ende nicht gefunden. Noch sollen sich zwei Marmortreppen, mit ihrer kunstvollen durchbrochenen Filigranarbeit in die Höhe schlängeln und dieses Soll ist kein papiernes, keine cölner Domidee, kein Anfall fliegender Nationalhitze, sondern eine versiegelte und verbriefte Wahrheit, die auf massivem Grund und Boden ruht, auf Gold- und Silberbürgschaft und was mehr ist, auf einem Enthusiasmus, der nie erkalten kann, der sich stets neu und neu ersetzt, auf der Religion nämlich oder, wenn man will, dem Aberglauben. Testamente, Legate, Gelübde bauen diesen Dom aus. Wer ihm zwanzigtausend Lire schenkt, will damit Gott und nicht den Menschen gefallen. Es ist ein Ablaßgeschenk, das man zahlt und schwerlich wol vor Gott so rein, wie vielleicht der kleine Centesimo, der unten an der Pforte in den Almosenkasten geworfen wird, aber Dome sind Dome, Kirchen Kirchen,

nur Religion kann vollbringen, was Religion begonnen hat.

Hier noch eine Berichtigung in Betreff Pompeo Marchese's. Sein großes Standbild, die christliche Religion vorstellend, liegt ihm mit Recht am Herzen. Es ist vielleicht das größte Marmorwerk der Christenheit und wird die mailänder Kirche, für die es bestimmt ist, unvergänglich zieren. Um so mehr liegt dem gefeierten Meister daran, richtig beurtheilt zu werden. Die Stralen um das Haupt jener weiblichen Figur, die die Religion vorstellt, sind keine Neuerung, deren ästhetische Geltung er zu vertreten hätte. Canova, Thorwaldsen, einige Andere vor ihm haben sich freilich auch der Stralen bedient. Indessen fühlt der Künstler selbst, wie wenig diese Nachahmung der gemalten Glorien dem Meißel entspricht. Er findet, wie wir, den Marmor, um einen Sonnenstral auszudrücken, zu kalt. Er liebt die Kunst mehr als die Tra-

dition. Und doch iſt es ſchwer, von dieſer Tradition abzuweichen. Welches Symbol erfinden, um dieſer weiblichen Figur den Ausdruck einer überirdiſchen Beſtimmung zu geben? Wo hört die allgemeine Allegorie dieſer Geſtalt auf, wo fängt die Verwechſelung mit der Mutter Gottes an? Der Künſtler will dieſe Verwechſelung entſchieden vermeiden, er will die Religion wiedergeben, die den Erlöſer in ihrem Schooße trägt, er will aber auch, daß dieſe Religion das Kennzeichen ihrer hohen Abkunft trägt, ja er will endlich auch, daß die ſteinernen Lichtſtralen ſeinem edlen Werke nicht den Stempel einer unäſthetiſchen, ſeiner Kunſt widerſprechenden Anomalie aufdrücken. Mit jugendlichem Muthe, zugänglich dem Rathe der Kritik, hat ſich Marcheſe auf einen ihm von mir in aller Beſcheidenheit gemachten Vorſchlag, entſchloſſen, die Stralen am Haupt der Religion aufzugeben und an ihre Stelle einen kleinen fünfkantigen Stern zu ſetzen. Dieſe Idee

ist gewiß glücklich. Sie ist neu und was das beste ist, plastisch. Die Bildhauerei soll Körper geben, nicht die Ausströmungen von Körpern, den Mond auf dem Haupt der Diana, nicht Mondenschein, Sterne, nicht Sternenlicht. Auch bringt der Stern mehr Sinn in das ganze Kunstwerk. Es ist die Nacht, die Christus erhellt, es ist die suchende Sehnsucht, die endlich gefunden, was auf ihren Knieen ruht, es ist Ahnung und Gewißheit, idealisch verschmolzen. Mag das gläubige Volk den Stern als den des Morgenlandes deuten, immerhin, die Deutung ist christlich. Mag der Kritiker in dem Stern etwas Aegyptisches wittern oder gar eine Anspielung auf den Stern der Isis, immerhin, diese Deutung wäre philosophisch. Denn Aegypten ist das Land der Mysterien, die Heimat der Religion, und Isis, die Natur, ist die erste Offenbarung Gottes, während Christus, die zweite, in ihrem Schooße ruht. Ich bin begie-

rig, ob der Künſtler dieſer weſentlichen Verbeſſerung ſeines in allem Uebrigen meiſterhaften Werkes treu bleiben wird. Eine kurze, aber inhaltreiche perſönliche Begegnung mit dem trefflichen Meiſter bleibt für mich eine wohlthuende Erinnerung.

Die Gegend zwiſchen Mailand und Pavia ſieht traurig aus. Lüneburger Haide nannten ſie die Reiſegefährten. Und doch wächſt hier Reis, der freilich einen ſumpfigen Boden bedarf. Dem Ticino ſind eine Menge kleiner Kanäle abgewonnen worden, die den ohnehin ſchon feuchten Boden noch mehr bewäſſern müſſen. Die Ausdünſtung dieſes todten Waſſers iſt ungeſund. Man begreift nicht, wie man mitten in einer ſo traurigen Atmoſphäre die Univerſität Pavia laſſen konnte.

Die berühmte Certoſa nimmt hier die ganze Aufmerkſamkeit des Reiſenden in Anſpruch. Welch ein Gebäude! Wieder eine ganze

Welt von Pracht und Größe, die sich hier mitten aus der Wüste erhebt. Durch nichts vorbereitet, unangekündigt, unerwartet ragt hier ein Münster gen Himmel, der sich mit den schönsten Kirchen Italiens messen kann. Jahrhunderte haben an diesem Kloster und seiner Kirche gearbeitet, alle Zeitalter der Kunst, seit dem Anfange des geläuterten Geschmacks, haben in Bildern, Statuen und Ausschmückungen jeder Art hier ihr Gedächtniß zurückgelassen. Es ist wieder ein Werk, das über die Kunst hinausliegt und groß wie eine geschichtliche That ist.

Der Begründer des mailänder Doms, Johann Galeazzo Visconti, hat auch dies Kloster gegründet. Fast möchte man der Nachricht Glauben schenken, daß alle diese excentrisch erhabenen Gebäude eine große Sünde gut machen sollten. Johann Galeazzo, der erste Herzog von Mailand, hatte sich diese Würde bekanntlich durch ein Verbrechen erkauft. Herrscher von Pavia,

gefürchteter Krieger, ſchlauer Staatsmann, zeigte er eines Tages ſeinem Oheim, Barnabo von Mailand, an, er hätte in Vareſe, zwiſchen dem Comer- und Langenſee, ein Gelübde zu erfüllen. Scheinbar friedlich an Mailand vorüberziehend, wird er von ſeinem Oheim und deſſen Söhnen feierlich bewillkommnet. Sein Plan war aber eine Gewaltthat. Er bemächtigte ſich der Perſon Barnabo's, warf ihn gefangen in das feſte Schloß Trezzo und nahm von Mailand Beſitz. Daß er den Oheim, ſeinen eigenen Schwiegervater (Barnabo's Tochter war ſeine zweite Gemahlin) durch Gift ums Leben brachte, wird zwar von den Chroniſten behauptet, ebenſo wie man den Urſprung der Certoſa von ſeiner Reue über dieſe That herleitet. Doch wie räthſelhaft muß uns eine ſolche That erſcheinen, wenn man weiß, daß Johann Galeazzo unter der Zahl der italieniſchen Tyrannen einer der weiſeſten, gerechteſten, kraftvollſten war.

Vielleicht mildert die Verworfenheit Barnabo's, seines Oheims, die schaudervolle That, wenn sie stattfand, vielleicht löst die Psychologie das Räthsel, wie sich in kraftvollen Charakteren Tugenden und Laster das Gleichgewicht halten können. Unter den Statuen auf dem Dache des mailänder Doms steht Johann Galeazzo mit aufgerichtetem Speer im eisernen Harnisch und blickt trüb und ernst auf das Gewühl des Erdenlebens hinab. In seiner Certosa haben ihm die Karthäuser ein glänzendes Grabmal errichtet, auf dem er in seiner ganzen, mehr kleinen als großen Figur abgebildet ist. Die hundert Embleme dieses Mausoleums mögen Schmeicheleien sein, die Züge Johann Galeazzo's, des reuigen Mörders, sind echt. Man erstaunt über das Gemisch seines physiognomischen Ausdrucks. Kraft und List, Trotz und Furcht, Bigotterie und wirklich fromme Züge malen sich merkwürdig ineinander. Die Reue scheint bei ihm echt

geweſen zu ſein, ſelbſt wenn ſie nicht in ſo wunderbaren Ergüſſen ſpräche, wie der Dom von Mailand und dieſe Certoſa bei Pavia.

Merkwürdig genug, die Certoſa wie der Dom von Mailand ſind von Deutſchen erbaut. Welcher deutſche Name hinter Camodia oder Zamodia, wie mit Veritalienirung der Erbauer der Certoſa genannt wird, eigentlich ſtecken mag, iſt ſchwer zu ſagen; wenn aber die Italiener den Erbauer eines Tempels, auf den ſie ſtolz ſind, ſelbſt einen Deutſchen nennen, ſo darf man ihnen ſchon glauben. 1396 wurde der Grundſtein gelegt und dann von Jahr zu Jahr an dem Werke fortgeſchritten. Die letzten Ausſchmückungen der innern Räume reichen bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinab, wo es mit dem Geſchmack bald ein Ende nahm. Bis 1780 diente die Certoſa ihrer urſprünglichen Beſtimmung. Vier und zwanzig Karthäuſer lebten ſtreng abgeſondert in jenen vier und zwanzig

kleinen Häuſern, die durch einen majeſtätiſchen Kreuzgang verbunden werden. Jeder eintretende Mönch bekam ſeine geſonderte Wohnung, die er nur am Donnerſtag verlaſſen durfte, wo man gemeinſchaftlich in der Gegend luſtwandelte und ſich in einem großen Eßſaale, freilich wieder an abgeſonderten Tiſchen, für die Entbehrungen einer Woche ſchadlos hielt. Dieſe kleinen Gebäude haben alle eine Thurmſpitze, bilden zwei Stockwerke und werden nach hinten von einem Gärtchen begrenzt, deſſen Pflege eine Hauptbeſchäftigung der Karthäuſer ausmachte. Müde Seelen können ſich hier nicht unglücklich gefühlt haben. Wer viel gerungen und viel gelitten, wer ſich einen Schatz von Täuſchungen im Leben erworben hat, wer mürbe geworden von den Schlägen des Daſeins, der kann ſich ſammeln in dieſer Einſamkeit, in dieſen kühlen Zellen, unter dieſem ſtillen Weinlaubdache, das ſich an den Fenſtern der Klauſe entlang zieht.

Warum nicht ſich ſelber ſein Grab graben? Warum nicht ſchlafen in ſeinem Sarge? Warum nicht ſchweigen, wenn man ſo viel geredet hat und doch nicht verſtanden wurde! Würden nur diejenigen Karthäuſer, für welche der heilige Bruno den Orden geſtiftet hat, dieſe Geſtalt des Mönchthums wäre noch die einzig wahre, die ſich vertheidigen läßt. Joſeph II. überzeugte ſich wohl, daß die Karthäuſer von 1780 nicht mehr die des heiligen Bruno waren. Der Welt entſagen in einem Kloſter, das über eine jährliche Rente von einer Million zu gebieten hat, iſt allerdings ein Widerſpruch, wo eine Partei nachgeben muß. Die Million verſchwand und mit ihr die Karthäuſer. Die Revolutionen gingen ſchonend an der Certoſa vorüber. Das Kloſter lieferte nur das Blei ſeiner Dächer zu den Kugeln. Die Revolutionen ſind beſeitigt, der Friede wirft von der Porta del Sempione ſeine Metternich'ſchen Eichenkränze und die Kar-

thäuſer werden, wie es heißt, noch in dieſem Jahre in die Certoſa zurückkehren. Wahrſcheinlich ohne die Million und in dieſem Falle mag die Reſtauration gelten.

Als Franz I. bei Pavia geſchlagen und gefangen war, zogen die Ritter, die ihn führten, an der Certoſa vorüber. Die Mönche ſangen in der majeſtätiſchen Kirche eben die Meſſe. Als Franz eintrat, vernahm man die Worte des Pſalms:

„Wie Milch iſt mein Herz geronnen und ich gedenke deines Geſetzes.“

Der König, den die verlorne Schlacht und Freiheit tief darniederbeugte, ſtimmte ſchmerzlich in den folgenden Vers mit ein:

„Gut, daß du mich erniedrigt haſt, damit ich deine Gebote erkenne.“

Pavia, die Univerſität mit ihren kanoniſchen Rechtsſpaltungen und anatomiſchen Secirtiſchen, macht einen düſtern Eindruck. Wohl

denen, die in Halle und Jena ſtudirt haben! Hier gibt es keine bunten Mützen, keine Pfeifenquäſte, keine Commerſe. Gelangweilt ſtehen die italieniſchen Muſenſöhne vor den Cafés und rauchen eine öſterreichiſche Regiecigarre. Das ungariſche Militair ſcheint mehr die Stadt zu beherrſchen, als der Student. Die kleinen Einſpänner, die den Corſo hinunterfliegen, lenkt der ſchnurrbärtige Magyar. Man ſieht es dieſer Univerſität an, daß eine drückende Cenſur auf ihr laſtet. In den Buchläden findet man von der Literatur nur die ſcientifiſchen Handbücher und von belletriſtiſcher Lectüre — nur die Kirchenväter. Dennoch ſcheinen die Studenten fleißig zu ſein. Ich vermuthe wenigſtens, daß es eine Anſpielung auf die Studenten von Pavia iſt, als man jenem abſcheulichen Affen, der ſich durch ſein braun und blaues Sitzfleiſch auszeichnet, den Namen Pavian gab.

Gleich hinter dem Ticino betritt man die

Staaten des Königs von Sardinien. Statt des Doppeladlers glänzt nun an den Mauthhäusern das weiße Kreuz. Eine Schiffbrücke führt über den Po. Man ist in Uebergangsgegenden. Alles scheint charakterlos, Haide, Fläche, kahles Gestein bieten nüchterne Aussichten. Man ahnt, daß hier eine Länderschicht zu Ende ist. Die Natur hat sich erschöpft. Jenseit jener Hügel wird es schöner sein. Die Hügel erheben sich, werden Berge, die Berge werden schroffe Felsen, der Mond spinnt einen zaubervollen Schleier über dies Gemisch von Bleibendem und Kommendem, Altem und Neuem. Man sieht nicht, was geht, man ahnt nicht, was kommt. Endlich bricht aber der Morgen an und eine wunderliche Erscheinung überrascht das Auge. Eben noch hatte die Sonne ihre Ankunft ahnen lassen, als ein dichter Nebel das ganze kahle Felsgebirg umhüllt. Das ist das Meer, der Nebel ist sein Bote. Hinunter rollt es die steilen Berge, im-

mer freundlicher wird die Vegetation, immer dichter das Gedräng der Oliven- und Feigenbäume, wir haben Italien wieder und ein um wie viel ſchöneres, reicheres, als früher! Die ſtolzeſte Sonntagsmorgenſonne verjagt die Nebel, wir ſehen einen blauen Streifen: das Meer! Wir ſehen einen Golf, belebt von Maſten und Paläſten: Genua.

9.

Genua.

Nur wenig Phantaſie bedarf es, um durch Shakeſpeare's Othello und Shylok ſich in Venedig, durch Goethe's Egmont ſich in Brüſſel heimiſch zu fühlen. Man braucht Venedig und Brüſſel nie geſehen zu haben und weiß doch, wo wol die Gondeln ſchwanken, oder wo die Bürger von Brabant ſich im Armbruſtſchießen üben konnten. Man weiß es, oder bildet ſich ein, es zu wiſſen. Es iſt ein phantaſtiſches, erträumtes Venedig und Brüſſel, in dem wir leben. Es iſt ein Venedig, ein Brüſſel, wie es iſt und nicht iſt. Ein Venedig und Brüſſel, wie es

nie war und doch ſein könnte. Warum iſt die Wirklichkeit nicht unſer Traum, warum die Proſa eines topographiſchen Planes, den man für drei Franken kauft, nicht die Poeſie unſerer Vorſtellung!

Auch in Genua glaubt' ich längſt heimiſch zu ſein und fand es doch völlig von meiner idealen Geographie abweichend. Ich glaubte mit Mulei Haſſan, dem Mohren des Fiesko, durch allen Windungen und Krümmungen dieſer Hafenſtadt ſchon geirrt zu ſein. Ich glaubte, man könnte wie Katzen über Genuas Dächer kriechen. Ich ſah ſchon den Wetterhahn der Lorenzokirche, auf dem man neunzigmal um ſich ſelber gewirbelt werden konnte. Ich hatte Genua mit ſeinen Dogen, ſeinen Gräfinnen Imperiali's, Genua mit ſeinem Hafen, ſeinem Arſenal und dem Revolutions-Glockengeläute, das der ſelige Theaterdirector Schmidt in Hamburg ſo düſter und ſchauerlich zu organiſiren

wußte, vollkommen inne und habe mich doch getäuſcht!

Es ſind die Reiſebeſchreiber an dieſer Täuſchung mehr Schuld, als Schiller. Jene verwirren uns den Kopf mehr, als die Dichter. Schiller, der Genua nur aus ſeiner Phantaſie kannte, hat die ſtolze Meereskönigin beſſer beſchrieben, als die entzückten Touriſten, die größtentheils an dem unausſtehlichen Fehler der Uebertreibung leiden. Es iſt nicht alles Orangenbaum, was in Italien grün iſt. Es gibt auch Diſteln und Neſſeln, Haidekraut und mooriges Schilf, in dem Fröſche gurgeln. Die Beſchreibungen Genuas, die ich geleſen, hatten mich verführt, eine Stadt zu erwarten, die ſich vom Meere zum hohen Gebirg hinaufdacht in gleichmäßigen Terraſſen, erſt eine Lage Häuſer, dann eine Lage Gärten, dann wieder eine Lage Häuſer, wieder eine Lage Gärten, in der Art, wie die wiener Torten gebacken ſind. Das macht

ſich nun aber in der Wirklichkeit alles anders. Die Gärten ſind da, aber meiſtens außer der Stadt, die Häuſer blicken eins aufs andere, aber nur von den Dächern aus, wo die Katzen wohnen. Einige großartige Paläſte mit ihren meerwärts gehenden Galerien kann man nicht rechnen. Das Hufeiſen, auf das Genua gebaut iſt, iſt lange nicht ſo eng, als man es beſchrieben hat. Nach der Riviera di Ponente hin iſt Platz zu noch zwei ſo großen Städten, wie Genua iſt. Höher hinauf, dem kahlen, kreidigen und wahrhaft unſchönen Felsgeſtein zu, ſind gewaltige Lücken offen, wo die Gartenkunſt, die hier die Stelle der Natur vertritt, noch großen Spielraum gewänne. Dieſe Schilderung ſoll nicht die unleugbare Majeſtät der Lage Genuas beeinträchtigen, ſondern nur die Vorſtellungen berichtigen, die uns der übertriebene Enthuſiasmus einſeitiger Touriſten beigebracht hat.

Die ſtolze Lage Genuas läßt ſich nur von der Vogelperſpective aus würdigen. Man muß von der Terraſſe irgend eines kleinen Gaſthofes abſtrahiren und nur das Ganze, die impoſante Hoheit der Geſammtheit betrachten. Von der Carignanobrücke aus, vom Garten des Marquis Durazzo am Kloſter Fieschine, vom Doriapalaſte aus, vom Leuchtthurme oder einem tüchtigen Vorſprunge, den wir im breiten Kahn auf das Meer hinauswagen, von dieſen Geſichtspunkten ſteht die Wirklichkeit weit über der Einbildung. So iſt Genua erhaben. So ſtralt es wie ein Diadem, ſo flammt es im Abendroth wie eine Rieſenfackel, die bis in die fernſten Oceane leuchtet. Es iſt ein heiliger Schauer, der uns überkommt, wenn wir an dieſe wogende Welt von Schiffen, Paläſten, Thürmen die Erinnerungen einer großartigen Geſchichte knüpfen. Dort zur Rechten hin Rom, hier zur Linken das kleine Dorf, wo Columbus geboren wurde,

hinter uns Corsika, wo zwischen schneebedeckten Felsen Napoleon geboren wurde, Afrika und Asien durch die Welle des Meeres so nahe gerückt, Flotten, die einst hier landeten, Erinnerungen von gestern an bis zur Welt der Römer und Carthager zurück, man fühlt, daß hier der Focus jener Geschichte ist, die nicht, wie bei uns oben, die Jahrzehende, sondern die Jahrhunderte erschüttert hat. Alles, was von hier gekommen ist, trat mit breiten Dimensionen auf. Columbus suchte eine neue Welt, Napoleon wollte das Mittelmeer zum französischen See machen und Aegypten in die Departemente Frankreichs aufnehmen, hier ist nichts Enges, Begrenztes, Stubenmäßiges. Die Fremden in den Gasthäusern kommen nicht mehr von ihren Gütern in Holstein, Schlesien oder Mecklenburg, sondern es heißt: Herr Meyer aus Malta, Madame Müller aus Corfu, Herr Krüger aus Barcelona. Man vergißt hier seinen Kant

und Hegel und ordnet sich dem großen Weltgeiste unter.

Die Handelsblüte Genuas ist nicht so verwelkt, wie die Venedigs. Es hat an der Küste keinen so mächtigen Rivalen gefunden, wie Venedig an Triest, einem der blühendsten Häfen des Mittelmeeres. Dennoch ist auch Genua nur noch der Schatten seiner frühern Größe. Um es zu heben, hat man es zu einem Freihafen gemacht, diese Freiheit aber nicht auf die Stadt selbst ausgedehnt. Ein enges Bassin gestattet den Zugang von Schiffen und Waaren jeder Art; jenseit dieses Bassins aber beginnt schon die strengste Douane. Viel Bewegung im Handel und Verkehr ist dabei nicht möglich.

Die Genueser waren ein Handelsvolk, voll Unternehmungseifer, tapfer, ja in Fällen, wo ihr Interesse bedroht schien, grausam und gewaltthätig. Die Erinnerungen an die rohe, räuberische Art, wie diese Stadt ihren Handel trieb,

ſind ſtörend genug. Ueberall findet man hier Spuren einer Brutalität, die uns glauben macht, daß dieſe Stadt eher von gewinnſüchtigen Fiſchern und raufluſtigen Matroſen, als von ehrlichen, gediegenen und friedlichen Kaufleuten regiert wurde. An mehren der älteren Kirchen findet man Bruchſtücke jener Kette aufgehängt, mit welcher die Genueſer den Piſanern ihren gefahrdrohenden Hafen verſchloſſen. Auf die plumpſte Art zwang man die Handelswelt, nur in Genua einzukehren. Wo ein Hafen in der Nähe zu vielen Beſuch erhielt, machte ſich ſogleich der Neid der Genueſer auf und verdarb ihn durch verſenkte Schiffe oder Felsſteine. Das Handelsprincip entwickelte ſich eben in Genua in ſeiner abſchreckendſten Geſtalt, in der abſoluten Form des Egoismus, der allerdings das Gewerbe des Kaufmanns, vom communiſtiſchen Standpunkt, nur als eine raffinirte Räuberei erſcheinen läßt. Aus dieſem unſaubern Grund-

element entwickelten sich die Reichthümer der Republik und durch die Reichthümer eine Geldaristokratie, deren ehemalige Existenz in wundervollen Palästen, umgeben von Pracht und dem wetteifernden Aufgebot der Künste, uns allerdings Staunen abnöthigt. Mit überwältigter Bewunderung durchwandern wir diese Marmorhüllen einer noch immer nicht ganz entschwundenen Herrlichkeit. Noch empfangen uns in den Palästen Diener, noch sind diese mit Gold, Lapis lazuli und schwer seidenen Tapeten verzierten Säle bewohnt, noch hängen in ihren Galerien die aus alter Zeit vererbten Gemälde der ausgezeichnetsten Maler vergangener Kunstperioden. Hier und da weht uns allerdings schon etwas vom Don Ranudo de Colibrados entgegen. Die alten geschnörkelten Rococostühle, die alten abbröckelnden Goldleisten, die durchgesessenen Sammt- und Seidenstoffe machen hier und da wirklich einen lächerlichen,

Don-Quixotiſchen Eindruck. Kann man den Palaſt des Marquis Serra wol ohne Ironie betrachten? Man zeigt hier einen Saal, den der Bediente des Hauſes für den koſtbarſten in der Welt ausgibt. Er ſoll in der That eine Million, man weiß nicht, ob polniſcher Gulden oder Kronenthaler gekoſtet haben. Es iſt ein kleiner dunkler Saal mit ſechszehn Marmorſäulen, die man zum Ueberfluß mit Gold überzogen hat. Vor dieſem Saale ſaß ſonſt der frühere Beſitzer im Zuſtande trauriger Geiſtesabweſenheit und unterhielt ſich mit ſeinem Bedienten über den Preis der Küchengemüſe. Jetzt iſt der arme Beſitzer des reichen Saales geſtorben, aber dafür zeigt ſich mit großer Prätenſion eine andere Narrheit. Aengſtlich befliſſen öffnet der Bediente von der Wand ein bewegliches Portrait in Lebensgröße und läßt uns in günſtigſter Beleuchtung als eine große Merkwürdigkeit, nicht etwa eine berühmte Fürſtin, oder

Heldin oder eine Figur van Dyk's sehen, sondern die gegenwärtige Besitzerin des Palastes, eine ältliche Dame in der geschmacklosen Mode von 1824, wo die kurzen Taillen und die Gigotärmel für schön galten. Der Bediente ist dafür angestellt, diese Merkwürdigkeit mit grosser Feierlichkeit jedem Fremden vorzuführen. Es fehlte nur noch das Portrait des Schooßhundes der alten Dame.

Am westlichen Eingangsthore der Stadt liegt einsam der Palast des Andreas Doria. Es ist mehr Luft als Grün, mehr Zug als Gebäude hier. Der Palast scheint nur eine Durchgangspforte zu dem einfachen Garten zu sein, den die Welle des Meeres bespült. Wenn die Züge jenes Neptuns, der eine Wassergruppe des Gartens beherrscht, wirklich, wie man versichert, das Bild des Andreas Doria wiedergeben, so sah der alte Seeheld kräftiger aus, als ihn unsere invaliden Andreas Doria-Spieler im Fiesko

wiedergeben. In den Steinen, die den am Ende des Gartens liegenden Hafen verschüttet haben, begegnet man zum erstenmal den Erinnerungen an jenen ehrgeizigen Grafen Lavagna, der es für einen schönen Traum hielt, sich dieser Meereskönigin als Gatte zu vermählen, an der Verwirklichung dieses Traumes aber mit Leib und Leben scheiterte. Um es dem Dogen unmöglich zu machen, von seinem kleinen Hafen aus mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, ließ Fiesko ihn durch Felsstücke, die noch jetzt sichtbar sind, versenken. Bewohnt wird dieser Palast von einem Grafen Doria, der bald in Rom, bald hier verweilt.

An den Kasernen vorüber, wo die Soldaten der Hitze wegen in unterirdischen Sälen exercirten, über einen Platz, den einst eine Napoleonsstatue von Canova zierte, die aber der Pöbel im Jahre 1815, als Genua wieder eine Republik zu werden hoffte, zertrümmerte, zur Linken

eines Arſenals, das die Genueſer dem Chriſtoph Columbus gewidmet haben, nachdem ſie vor dreihundert Jahren verſäumten, durch ihn die Beſitzer der neuen Welt zu werden, gelangt man in den Palaſt des Marcheſe Marcellino Durazzo, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien und ſeine Herberge iſt, wenn er des Jahres, wie man ſich beklagt, leider nur einen Monat in Genua zubringt. Man kann eben nicht ſagen, daß uns dieſer Palaſt mit königlicher Majeſtät begrüßt. Sein Aufgang kommt den Portalen anderer genueſiſcher Paläſte nicht gleich. Ueber Marmorſtufen führen hölzerne Treppen-Gelände. Man reſtaurirt ſo eben die Zimmer, macht aus einer alten Ahnengalerie einen Speiſe- und Tanzſaal und verſpricht auch für die innere Einrichtung der königlichen Gemächer Fortſchritte, die in der detaillirten Genauigkeit, mit der man ſie uns mittheilte, Niemand intereſſiren werden. Die größte architektoniſche Schönheit dieſes Pa-

lastes ist seine Terrasse. Sie gewährt einen weiten Blick ins Meer, in das Gewühl des Hafens und führt durch einige neuangelegte Verbindungen ins Arsenal. Ob diese Verbindung mehr eine Bequemlichkeit oder ein möglicher Rückzug aufs Meer zu nennen ist, bleibt unentschieden. Leider hat die im Sommer übliche Reinigung der Paläste mich hier, wie in den meisten andern, um den vollen Genuß der sonst aufgestellten Bilder gebracht. Manches bedeutende Werk mußte hinter einem alten Lehnstuhl, den man eben aufpolsterte, hervorgeholt werden. Andere Zimmer waren vor den Arbeiten der Fußbodenpolirer gar nicht zugänglich. Mit voller Freiheit ließ sich von den bedeutenderen Werken nur die Fußwaschung des Paul Veronese betrachten. Es ist die Fußwaschung einer jener biblischen Gegenstände, in deren Auffassung, wenn sie uns ansprechen soll, viel Weltlichkeit gelegt werden muß. Vom geistlichen Stand-

punkte wird uns dieſer Actus nie intereſſiren. Die Sitte, daß Einer dem Andern aus Höflichkeit die Füße wäſcht, iſt uns zu fremd, als daß wir mit dem, der da wäſcht, oder dem, der ſich waſchen läßt, beſonders ſympathiſiren können. Mag die Wäſcherin noch ſo viel geiſtliche Huldigung in ihre Handlung legen, der, der ſie annimmt, wird uns immer als ein bequemer, weltlicher Satrap erſcheinen. Sieht man nun die Jünger gar noch dieſen Act verhindern, ſo laſſen alle Verbindungsgefühle, die uns an dieſen Gegenſtand feſſeln können, vollends nach, denn nun wiſſen wir nicht mehr, wo aus, wo ein, was hier das Einzelne und was das Ganze ſagen ſoll, und nehmen eine noch ſo ſchön gemalte Darſtellung dieſer Geſchichte mit einer Kälte auf, die eine Ungerechtigkeit gegen den warmen Pinſel des Künſtlers iſt. Außer einer ſchönen Vertheilung der Farben gefiel mir denn an dieſem berühmten Bilde beſonders die Ein-

heit der Handlung, wenn sie auch etwas tumultuarisch und beinahe, möchte ich sagen, theatralisch ist. Die gewöhnlichen Fußwaschungen nach dem Moment des Zürnens der Apostel, diese Fußwaschungen, wo das Nachtmahl seinen ruhigen Fortgang hat und in einer dunkeln Ecke die Schwester des Lazarus sitzt und dem Heiland still für sich die Füße wäscht, haben etwas völlig Befremdliches und Abspannendes. Ein gekreuzigter Christus von van Dyk erinnerte an dasselbe Bild von Guido Reni in der mailänder Brera. Doch möchte ich van Dyk den Vorzug geben. Der Moment, wo es heißt: Und die Erde ward finster, diese Schauer der Natur, dies Zittern der Erde, schienen mir in diesem Bilde großartig wiedergegeben. Ich wiederhole mein Bedauern, durch die Unordnung, die hier einer größern Ordnung vorangehen sollte, im Genuß aller dieser Bilder gestört worden zu sein.

Bequemer traf es ſich im Palaſt des Philipp Durazzo, deſſen freiſchwebende, weiße Marmortreppe ſogleich einen impoſanteren Anblick bot. Die Gemälde, wenn auch von ſehr verſchiedenem Werth, ſind alle ſehr anſprechend geordnet. Wäre ich nicht, außer der büßenden Magdalena von Correggio, allen Magdalenenbildern abhold, ſo hätte hier die Magdalena von Tizian wol ein längeres Verweilen verdient. Wie Tizian denn immer die Frauen malte, wie ſie ſind oder wenigſtens wie ſie in Bologna ſind, ſo iſt auch dieſe ſeine büßende Magdalena eine wirkliche Sünderin in der Liebe. Ihre Augen ſind eingefallen, die Züge des Geſichts ſind nicht mehr mit jenem bekannten Tizianiſchen Fleiſche überzogen, ſondern zeigen eine Magerkeit, die mit dem hochquellenden Buſen auffallend contraſtirt. Was ſollen aber alle dieſe gemalten Verſinnlichungen der Reue? Man kann den Glauben malen, die Frömmigkeit, die Ent-

zückung und vielleicht die Seligkeit selbst. Aber kann man die Reue malen, diese tiefste Versenkung des Menschen in sich selbst, diese gänzliche Abstraction von der Welt, diese höchste Wahrheit, bei der man, wenn sie echt sein soll, aufhören muß, sich so oder so, schön oder häßlich, interessant oder abstoßend auszunehmen? Correggio ist der Einzige gewesen, der uns eine Magdalena gemalt hat, an deren Reue man glaubt. Hingestreckt liegt ein schönes Weib, ein wundervoll geformter Körper, der die höchste Fähigkeit zu sündigen hatte. Und dieser schöne Körper liegt nackt auf hartem Boden, ein Strick, als Symbol der Geißelung, zur Seite; für die heißen Lippen, die sonst sie küßten, ein grinzender Todtenkopf. Und diese Magdalena von Correggio blickt uns nicht an. Sie kann nicht den letzten Versuch machen, uns selbst in ihrer Entsagung noch interessant zu erscheinen, sie kann auch, weil sie bereut, nicht kleinlich, verzagt

und unbedeutend erſcheinen, ſondern ſie entzieht uns alle dieſe Möglichkeiten durch ihr geſenktes Haupt, ihr verborgenes Auge. Sie lieſt in einem Buche, ihre Blicke ſind beſchäftigt, ihre Gedanken abgewandt von ſich ſelbſt. Einer ſolchen Magdalena glaubt man ihre Reue, nicht aber jenen armen Sünderinnen, die uns mit verweinten Augen anblicken und ſelbſt in ihrem zerknirſchten und gedemüthigten Zuſtande noch immer die beaux restes ihrer Vergangenheit zeigen. Die Reue ſpielt mit Recht eine große Rolle in der Theologie. In der Kunſt aber muß ſie mit Vorſicht behandelt werden, wenn ſie uns rühren und nicht eher einen kläglichen Eindruck auf uns machen ſoll. — An den Bildern des Marcheſe Philippo weiter wandelnd, trifft man eine Ceres von Tizian, für welche, als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Meiſters ſaftiger, fleiſchiger Ton recht an der Stelle war. Einige ſehr ſauber ausgeführte Familiengemälde

ſtammen von van Dyk her, der den Stolz der engliſchen Ariſtokratie, ihre Kinder und ihre Jagdhunde, vortrefflich zu malen verſtand. Sehr komiſch iſt es, daß in einem vom Bedienten überreichten, gedruckten Kataloge zwei an ſich abgeſchmackte Bilder, Heraklit, der weint, und Demokrit, der lacht, ſo verdruckt waren, daß hier Heraklit der Lachende und Demokrit der Weinende war. Ein großer Achilles-Saal, der rings an den Wänden Scenen aus dem Leben des großen Peleïden darſtellte, iſt mehr freundlich als bedeutend. Die Art, wie der kleine Achilles hier in den Styx getaucht wird, um unverwundbar zu werden, erinnerte faſt an die Art, wie man Krebſe und Hummer kocht. „Römiſche Liebe," von Guido Reni, vergegenwärtigt uns jene bekannte Anekdote, nach welcher ein Römer im Gefängniß ſich an den Brüſten ſeiner Tochter vor dem Hungertode rettete. Schade, daß das Unnatürliche des Gegenſtan-

des etwas Abstoßendes hat. Der Ausdruck der Tochter, die glücklich ist, mit einer kleinen Ueberwindung ihrer Scham ein so theueres Leben zu erhalten, ist sehr lieblich. Sinnig ist ferner der Zug, daß der Künstler den Vater die Hände falten läßt. Will dieses Gebet nicht sagen, daß Gott die Abweichung von der Natur verzeihen möge?

An dem prächtigen Palast Turfi Doria vorüber, der mit seiner lieblichen Terrasse und dem in die Strada Nuova herunter ragenden Feigenbaum von seltener Größe jetzt den Jesuiten gehört, kommt man zu dem äußerlich unbedeutenden, aber innerlich desto reicheren Palaste Brignole. Leider aber auch hier zwei ungünstige Umstände. Die besten Sachen hat der Marquis Brignole nach Paris genommen, wo er seit Jahren sardinischer Gesandter ist. Und die zurückgebliebenen waren durch die Restauration der Zimmer fast ungenießbar. Zu diesen

gehörten viele van Dyk's und Rubens. Eine Kleopatra von Guercino ſchien mir ausgezeichnet behandelt. Auge und Gefühl bekamen eine gleiche Befriedigung. Die ſinnliche Schönheit des Körpers war auf das Großartigſte verſchmolzen mit dem phyſiſchen Schmerz in den Zügen der Selbſtmörderin. Und was mehr war, ein Rahmen von wahrhafter Erhabenheit zog ſich hier um einen Gegenſtand, der nur zu oft durch kleinliche Behandlung ins Kokette herabgezogen zu werden pflegt. Hier ſteht auch jener originelle Chriſtuskopf des Guido Reni, der ſo auffallend von der überlieferten byzantiniſchen Form des Chriſtuskopfes abweicht. Es ſpricht ſich aber in den erhöhten Mundwinkeln dieſes Kopfes eine Entſchloſſenheit aus, die der leidenden Tendenz des Heilandes nicht ganz anzugehören ſcheint. Und doch muß man ſich wieder geſtehen, daß dieſe Abweichung von der Ueberliefe-

rung etwas Anziehendes hat. Gar lieblich iſt der Eindruck eines kleinen von Guercino herrührenden Bildes: Gott, der ſich die Welt beſieht. Vor einer kleinen Figur, die im Bruſtbild einen würdigen alten Herrn darſtellt, liegt die Erdkugel, umfangen von einem kleinen pauſchbackigen Engel, der nicht dem chriſtlichen Himmel anzugehören ſcheint, ſondern geradezu der der Venus entlaufene Gott Amor iſt. Der Blick Gottes auf die Erdkugel iſt von unausſprechlicher Milde. Faſt ſcheint es, als wäre der gute Weltenvater eher neugierig über das, was hienieden vorgeht, als erzürnt. Der kleine Liebesgott ſcheint bittende Fürſprache zu thun für dies wunderliche Menſchengewimmel, an dem es durch das einmal eingepflanzte, liebebedürftige Herz der gute Weltenſchöpfer doch von vorn herein ſchon verſehen hat. Noch war beim Marquis Brignole eine Ueberraſchung vorbehalten, die um ſo größer war, da kein Neigebaur und kein Lewald

auf ſie vorbereitet. Der Führer hatte von einem modernen Bilde geſprochen, das in dieſen Sälen zum Kauf ausgeſtellt ſei. Wir ſtanden plötzlich vor einer Staffelei, auf der ich dieſe neue Arbeit vermuthete, und ſchon war die Kritik in Bereitſchaft, wie ein Stachelthier ſchwirrend alle ihre Borſten auszuſtrecken, da las ich über dem Bild auf der Staffelei mit goldenen Buchſtaben die Worte: **Opus Raphaelis Sanzii Urbinatis.** Eine heilige Familie von Raphael! Unverkennbar echt, durch und durch den Stempel jener lieblichen Würde und ſinnigen Einfachheit tragend, durch welche ſich die Werke des großen Meiſters auszeichnen. Der Glaube an dieſes, erſt kürzlich aufgefundene Bild würde bei aller in die Augen ſpringenden Claſſicität dennoch mir nicht ſo langſam gekommen ſein, wenn die Reinigung, deren dies Bild aus einem gänzlich vernachläſſigten Zuſtande bedurfte, ihm nicht einen zu grellen und ganz wie neuen Far-

benaufputz gegeben hätte. Hat ſich dieſer friſche Firniß abgetrocknet, ſo wird das Ganze milder, gedämpfter und darum wahrer erſcheinen. Die einzigen Halbprofile der beiden Knaben, Jeſus und Johannes, verrathen allein ſchon, daß hier nur die Hand Raphael's gewaltet haben kann.

Die Kirchen Genuas ſtehen hinter den Paläſten zurück. Die Frömmigkeit war hier, wie überall, älter als der Reichthum. Einige der genueſiſchen Kirchen reichen bis zu den früheſten Zeiten des Chriſtenthums zurück. Die muſtoiſche Bauart der Lorenzkirche, die den Ehrentitel der Kathedrale führt, erinnert in ihrer Steinfügung und ihren Bogen noch an die Zeit, wo ſich die heilige Baukunſt aus der Baukunſt der römiſchen Caſtelle entwickelte. Dieſe Kathedrale bietet in ihrem lichthellen freundlichen Innern wenig Schätze, die der Kunſt angehören. Eine ihrer Seitenkapellen iſt dem Täufer Johannes geweiht. Und da dieſer bekanntlich durch ein

Frauenzimmer, welches vor dem König Herodes üppig zu tanzen verstand, ums Leben kam, so darf sich nach einem ausdrücklichen Maueranschlage, bei Strafe der Excommunication, kein Frauenzimmer dem Altar des vorchristlichen Märtyrers nahen. Zwei französische Jesuiten, ein offner und ein heimlicher, gefielen sich darin, einigen anwesenden Damen mit vielem Aufwand von süßlich zudringlicher Galanterie diese Mysterien der Johanniskapelle zu erläutern. So frivol diese beiden Herren erschienen, so bigott wurden sie plötzlich in einem kleinen Kämmerchen, wo uns das Palladium Genuas, der berühmte heilige Graal, gezeigt wurde. — Mit dieser Reliquie hat es seine Bewandtniß, wie mit allen übrigen. Sie ist nicht so echt, wie die Alterthümer von Herkulanum und Pompeji, aber auch nicht so unecht, wie das Blut des heiligen Januarius. Jenes Gefäß, das die Königin von Saba ihrem dichterischen Anbeter,

dem Könige Salomo, als Geschenk für seine Tempelbauten verehrte, das sodann, man weiß freilich nicht durch welche Veranlassung, in die Hände jenes vornehmen Protectors des Christenthums, des Josephs von Arimathia, kam, jene Schale, die Joseph von Arimathia für die Kreuzigung herlieh, damit darin das Blut des Heilandes aufgefangen würde, wo mag sie anders sein, als in der Märchenwelt? Die Schale, die in Genua dafür ausgegeben wird, ist aber auch kein Glasscherben von gestern, sondern wirklich ein Gefäß, das man mit Theilnahme betrachtet.

Die beiden Jesuiten, die anfangs von der Existenz der Sacra Catena nichts gewußt hatten, dann aber die grüne Schale für ein Waschlavoir des Heilandes hielten und endlich von einem Magistratsdiener mit bedeutender Entstellung der Sage hörten, die Königin von Saba hätte aus Handelspolitik diese Schale der Re-

publik Genua geſchenkt und dieſe ſie zur Kreuzigung hergeliehen, beeiferten ſich jetzt, die günſtige Gelegenheit einer ſo heiligen Reliquie zu benutzen. Sie drückten flugs allerhand Ringe und Kreuze an die Schale, um damit in der Heimat vielleicht an irgend einem vornehmen, gläubigen Beichtkinde Wunder zu thun. Mir ſtiegen beim Anblick dieſes Gefäßes ganz eigne Jugenderinnerungen auf. Dreht ſich nicht die ganze Poeſie des Mittelalters um den heiligen Graal? Iſt es nicht jener zauberhafte Edelſtein, aus deſſen Anblick ſich Wolfram von Eſchenbach ſeine myſtiſchen Entzückungen holte? Den heiligen Graal (Sanguis Realis oder Sangrealis) trugen Engel aus Paläſtina nach Spanien. Von Spanien kam er nach Indien, wo jenſeit des Magnetberges und des Lebermeeres, der uralt greiſe Prieſter Johannes in einem tiefen, unzugänglichen, von ſeinem eignen ausſtrömenden Licht erhellten Heiligthum, über ihn

Wache hält. Dorthin lassen die mystischen Dichter der angelsächsischen, normännischen und deutschen Poesie ihre Helden wandern. Dorthin nach Indien, zum heiligen Graal, sehnen sich Arthus und die Tafelrunde, sehnen sich Percival und Titurell. Ob ihn die Genueser durch ihre Handelsverbindungen, wie die Griechen einst das goldne Vließ aus Kolchis, nach Europa entführt haben, ob ihn der Priester Johannes bei einem reichen genueser Banquier versetzte und einzulösen vergaß, oder ob der genueser Graal gar nicht jene hochheilige, poetische Monstranz des Wolfram von Eschenbach ist, weiß ich nicht. Durch eine Reise nach Paris hat das mit Gold verzierte Gefäß ein Loch bekommen, wie Wolfram von Eschenbach's Poesie durch den menschlich reinen und fröhlichen Walter von der Vogelweide, wie die Orthodoxie durch Lessing, wie Schelling durch Hegel. Napoleon und seine Juweliere, die sich darauf verstanden, echte und

unechte Reliquien, Reliquien für die Frömmigkeit und Reliquien für die Staatskasse, zu unterscheiden, ließen ein Stück aus dem angeblichen Smaragd herausbrechen und siehe — die Sage vom Edelstein war — eitel Glas! Unheilige Kritik!

In der St. Stephanskirche, in welcher eine feierliche, wahrhaft heilige Stille webte, wo ich Beter sah, die mit solcher Inbrunst vor einem leeren Beichtstuhl knieten, daß man glauben mochte, ein furchtbares Verbrechen laste auf ihrem Gewissen, zeigte man ein Doppelbild, an dem Julio Romano und Raphael gearbeitet haben. Leider hat das großartige Werk so nachgedunkelt und die Beleuchtung war so ungünstig, daß ich mich in seinem Genuß nicht zurecht finden konnte. Ueber die Partie, welche Raphael gemalt hat, findet man die abweichendsten Angaben. Wenn man bedenkt, daß man die Bilder von oben zu malen anfängt und Ra-

phael wol von Julio Romano, aber dieſer nicht umgekehrt von jenem abgelöſt wurde, ſo möchte von Raphael's Pinſel die obere Partie herrühren, die uns den Heiland darſtellt, wie er dem unten geſteinigten Stephanus tröſtend und ermuthigend erſcheint.

Die Kirche Annunziata wird jetzt glänzend reſtaurirt. An und für ſich ſchon in einem luxuriöſen Styl gebaut, wird dieſe Kirche nach Vollendung ihrer Wiederherſtellung einer der prächtigſten Gottestempel Italiens werden. Die ſchon fertige Kuppel und zwei Seitenkapellen machen durch die verſchwendeten Goldmaſſen und Ultramarinfarben einen wahrhaft überraſchenden Eindruck. Seitdem ich weiß, daß den Franziskanern dieſe prächtige Wiederherſtellung einer ihnen gehörenden Kirche von den reichen Familien Genuas geſichert iſt, begreife ich die fröhlichen Mienen, mit welchen die Bekenner dieſes Ordens in Genua herumwandeln. Neu waren

mir hier Mönche, die grüne Brillen trugen. In Italien wird man so natürlich, daß man hier auch über Officiere mit Regenschirmen nicht lachen würde.

Ein festlicher Sonntag bereitet uns in diesem Lande, wo die Religion in Aeußerlichkeiten gänzlich untergeht, die wunderlichsten Eindrücke. Man feierte auch in Genua das Fest der Maria del Carmine. Schon von Ponte decimo aus waren am Wege die Kirchen und Häuser mit kleinen Papiertöpfen geziert, die am Abend zur Illumination sich erhellen sollten. In Genua selbst war Alles in Bewegung. Die Frauen liefen in ihren weißen Schleiern, die das Schöne heben, das Häßliche aber nur um so häßlicher hervortreten lassen, von Kirche zu Kirche, griffen in die Weihwasserschalen, verbeugten sich einigemal vor dem Hochaltar und machten die Runde wieder weiter nach einer andern Kirche. Auf dem kleinen Platz der Annunziata, in dessen

Nähe wenigstens noch fünf andere Kirchen liegen, war das ein Schwirren, wie im Foyer eines Theaters. In einer, vornehmlich der Heiligen des Tages gewidmeten Kirche fand eine Feierlichkeit statt, die sich nur mit einem Feste der Oper vergleichen ließ. Die Decke, die Chöre und die Säulen dieser Kirche waren so mit rothseidenen, goldbetreßten Decken verhängt und umwunden, Blumenkränze und Blumenkronen hingen in so verschwenderischer Fülle umher, hunderte von Kerzen standen mit dem hellen lichten Tage in einem so sonderbaren Widerspruch, daß man einer, im Schauspielhause gegebenen musikalischen Matinée beizuwohnen glaubte. Die rauschendste Militairmusik spielte dazu Stücke aus den neuesten Donizettischen Opern und ein Kapellmeister zappelte mit Händen und Füßen, um eine, wahrscheinlich von ihm für diesen Festtag componirte Cantate, von einem unsicher eingeübten Chor so weit zu Ende

bringen zu laſſen, daß wenigſtens ſein guter Eifer anerkannt werden mußte. Dieſer Spektakel dauerte bis gegen Abend, wo ihm durch eine gedankenloſe Prozeſſion noch die Krone aufgeſetzt wurde. Wer nur irgend geneigt iſt, im Katholicismus Alles poetiſch zu finden, der laſſe ſich in Italien von dieſer Neigung heilen.

Durch ihre Lage iſt die Kirche Carignano unſtreitig die anziehendſte von ganz Genua. Sie liegt auf der Höhe jenes Hügels, den die kühngedachte Brücke gleiches Namens mit der Altſtadt verbindet. Man bekommt einen Begriff von der Macht und dem Stolz der alten genueſiſchen Patrizier, wenn man erfährt, daß dieſe Brücke und Kirche ihren Urſprung der Rancune zwiſchen zwei vornehmen genueſiſchen Familien verdanken. Auf dieſem Hügel wohnte nämlich Fiesco. Von einer ſolchen Höhe herab könnte man faſt den Wunſch, das unter uns liegende Genua beherrſchen zu wollen, verzeihlich finden.

Schiller muß ſich über die Wohnung des Grafen von Lavagna orientirt haben; denn die Ausſicht, die man von dieſem Berge aus über Genua nach dem Meere hin genießt, ſcheint in der That das Bild zu ſein, an welches Fiesco ſeinen berühmten Fenſtermonolog richtet. Der Palaſt, auf deſſen Balkon er geſtanden haben kann, iſt nicht mehr da. Ein Haufen Steine bezeichnet die Stätte, wo einſt die Wohnung des ehrgeizigen Revolutionairs ſtand. Senatsrache und Volkswuth haben ſie nach dem Sturze Fiesco's zerſtört. Die Kapelle aber, die einſt zu dieſem öden, kahlen Platze gehörte, ſteht noch, aber auch ſie hat man die Strafe des Staatsverräthers fühlen laſſen; ſie iſt in ein Magazin, in das Depot einer angrenzenden Kaſerne verwandelt. Dieſe Kapelle aber iſt es, der Genua ſeine ſchöne Kirche und ſeine Brücke von Carignano verdankt. Es pflegten nämlich die vornehmen Bürger und Patrizier Genuas in der

fashionablen Kapelle des Grafen von Lavagna Sonntags ihre Messe zu hören. Der Weg zu dem Hügel herauf, den Fiesco bewohnte, war lang und in der Sonnenhitze beschwerlich. Oft geschah es wol, daß sich die vornehmen Damen mit ihren Sänften, die sie in die Messe tragen sollten, verspäteten. Sie kamen an, wenn das heilige Amt schon begonnen hatte. Fiesco, mehrfach angegangen, mit seiner Messe zu warten, bis die alten und jungen Damen Genuas mit ihrer Toilette fertig wären, war nicht galant genug, den Wünschen der schönen Welt zu willfahren. Ja der vornehmen und stolzen Marquise Sauli ließ er durch seine Lakaien sagen, die Marquise möchte, wenn sie bei ihm die Messe hören wollte, sich einen kürzern Weg wählen. Und würdig, eine Engländerin zu sein, nahm die Marquise ihren Gatten beim Wort und ruhte nicht eher, als bis er ihr von ihrem Hause aus bis zu dem Gipfel des Berges, auf

welchem Fiesco wohnte, über die Straßen der Stadt hinweg, mitten in die Luft eine Brücke aufschlagen ließ. Und um die Rache vollständig zu machen, bauten die Sauli's die schöne Kirche Santa Maria di Carignano. Soll man hier die Leidenschaften anstaunen, oder jene gewaltigen Kräfte bewundern, über die einst diese Republik gebieten konnte?

Beim Anblick der Kirche selbst muß man sich daran gewöhnen, daß sie im Interesse der Plastik aufgeführt worden ist. Man findet kein Gold und keine Farben, zwei Zierrathen, an welchen sich das Auge in Italien schon so verwöhnt hat, daß uns der erste Eindruck dieses nach einem Plane von Michel Angelo erbauten Tempels kahl, fast möcht' ich sagen, protestantisch erscheint. Bald aber gewöhnt sich das Auge an die einfache, edle Symmetrie dieses Baues und das ausgezeichnete Standbild des heiligen Sebastian von Püget scheint uns recht

eigentlich der Harmonie dieſes Tempels anzugehören. Der an einen Baumſtamm gebundene und die Pfeile ſeiner Mörder erwartende Märtyrer iſt eine Arbeit, an der Michel Angelo ſeine Freude gehabt hätte. Die Lage des Körpers erlaubte die gründlichſte Entfaltung anatomiſcher Studien und doch ging der Meißel des Künſtlers über das einzuhaltende Maß der Schönheit nicht hinaus. Rundung und Ecke ſind ſo ſanft verſchmolzen, daß man ſagen könnte, an dieſer Statue iſt das Geheimniß gelöſt, die krumme Linie ebenſo graziös darzuſtellen, wie die Wellenlinie. Ein Bild von Piola, einem jungen Genueſer, den Künſtlereiferſucht ermordet haben ſoll, verſpricht allerdings eine Zukunft, die manchem Rivalen, und nicht dem mittelmäßigen allein, hätte gefährlich werden können. Der ſich aufrichtende Gichtbrüchige, der zum erſtenmal die wiedergewonnene Kraft ſeiner Glieder erprobt, iſt in Zeichnung und Colorit vortreff-

lich. Einfach ſchön iſt wieder ein Bild von Guercino, das uns den entzückten Augenblick ſchildert, wo der heilige Franziskus die Idee ſeiner Ordensſtiftung faßte. Das Schöne an dem Bilde liegt beſonders darin, daß es grade nicht mehr und nur das gibt, was es geben will. In allen Künſten iſt dies das Zeichen der Claſſicität. Nur die Manieriſten umgehen das, was ſie ſagen wollen, und bieten uns Symbole, Beiwerke und grillenhafte Zufälligkeiten für eine Hauptſache, der ihr nüchterner Sinn nicht gewachſen iſt.

Auf einer andern Höhe, näher den unſchönen, kahlen Felſen zu, liegt das Kloſter der Fieschine, ein Nonnenkloſter, in welchem jene berühmten künſtlichen Blumen verfertigt werden, in denen Genua mit Paris wetteifert. Die künſtliche Blume iſt recht eigentlich eine Nonnenerfindung und ihre Bereitung hat ſich mit mancherlei, die Farbenmiſchung betreffenden Ge-

heimniſſen von Kloſter zu Kloſter vererbt. Wie manche Thräne, die auf dieſe Battiſtblumen fiel, mag die armen Nonnen gelehrt haben, wie ſich die Emaille der Thautropfen, die ſie ſo artig anzubringen wiſſen, nachahmen läßt! In Genua gibt man ſeine Kinder in das Kloſter, um dort erzogen und durch Blumenmachen beſchäftigt zu werden. Die Bedingungen dieſer Uebergabe ſind ſo ſtreng, daß für mich jene Blumen, welche eine Nonne aus dem Sprachgitter zur Auswahl herausreichte, etwas Grauenhaftes bekamen. Kunſtvoll ſind ſie, dieſe Nachahmungen der bunten Kinder einer Flora, die in Italien noch eine ganz andere Göttin zu ſein ſcheint, als bei uns in unſern geheizten Treibhäuſern. Wie zierlich ſtellen ſich hier die Geranien mit ihren federartigen Staubfäden neben den ſchneeigen oder panachirten Camelien; wie ſcheinen die kleinen Dijonröschen ſo friſch, die Veilchen ſo duftend! Und doch behauptet man, daß die

künſtliche Blumiſtik in Paris noch Zarteres vollbringt. Sollte ſich auch hierin offenbaren, wie unendlich weit doch die freie Kunſt der todten, mechaniſchen überlegen und eine pariſer Fleuriſtin doch noch poetiſcher, als eine italieniſche Nonne iſt?

Nach den künſtlichen Blumen mußten die natürlichen im offenen Garten des Marquis Durazzo, in den ich eintrat, um ſo würziger duften. An die hier im Freien wachſenden Koryphäen unſerer nordiſchen Treibhäuſer ſind wir in Italien ſchon ſo gewöhnt, daß uns Alleen von Oleandern, Camelien, die unter künſtlich gezogenen Tannen blühen, halb freiwachſende Bananen kaum noch überraſchen. Ein berauſchender Duft ſtrömte von einer Pflanze aus, die der Gärtner Gardenia nannte und von der einige mitgenommene Blüten Tagelang noch das Gedächtniß an Genua wach erhalten können.

Im Uebrigen fand ich Alles todt. In Carlo

Felice war unſere Sophie Löwe, hier Signora Loëwe Sofia genannt, verſtummt. Die wandernde königlich preußiſche Kammerſängerin, die zu ſtolz iſt, einen eingeſtandenen faux pas öffentlich zu bereuen und nach Deutſchland zurückzukehren, war mit ihrer Truppe und den ſechs Rollen, die ſie in Italien nur zu ſingen braucht (Beatrice di Tenda ſteht oben an), ſchon in irgend eine andere Stadt gezogen. Ein Kaffeehausleben, wie in Venedig, ein Corſofahren, wie in Mailand, konnte ich nicht entdecken. So ließ ich mich des Abends hinausrudern in den Hafen, in den Golf, wo ich träumen konnte, im Reiche des Triton zu ſein. Aus den kleinen Barken ſpringen von allen Seiten nackte Geſtalten in die kühlende Woge, kugeln ſich jubelnd über eine Schiffstonne, die ſie im Waſſer hin- und herhänſeln, ſpritzen ſich mit vollen Backen den ſalzigen Schaum entgegen, oder prahlen mit der Stärke ihrer Bruſt, wenn ſie im Schwim-

men ſich ſo laut zurufen, daß es an den alten Mauern des Molo widerhallt. Schon glüht das Abendroth an dem weſtlichen Ufer. An der Riviera di Levante zieht ſich der Abendnebel in langen violetten Streifen hin. Fern von der Stadt herüber läuten die Glocken und träumeriſch ſchweift das Auge über die ſanft bewegte Fläche hin. Da zuckt ein Lichtſtral in jenem hohen Thurm zur Linken auf, im Leuchtthurm zündet man die Lichter an, die, aufgefangen in einer ungeheuern Reverbère, dem nächtlichen Schiffer als ſicherer Wegweiſer dienen. Ein zweiter Blitz zur Rechten. Man löſt eine Kanone zur baldigen Abfahrt des Dampfers, der nach Livorno fährt! Bald werd' ich ihm folgen.

V.

Die Kunst, Könige zu bedienen.

Ueber die Kunſt, König zu ſein, haben ſchon die Jeſuiten geſchrieben, über die Kunſt, Könige zu bedienen, werden wir jetzt von Hanover belehrt. Es war einem Manne mit einem Titel von ſechs Nonpareil-Druckzeilen vorbehalten (dem Herrn von Malortie, Hofmarſchall des Königs von Hanover), dieſe Kunſt in ein wiſſenſchaftliches Syſtem zu bringen. Wir benutzen das ſo eben erſchienene Werk: „Der Hofmarſchall. Handbuch zur Führung und Einrichtung eines Hofhaltes. Hanover, bei Hahn," zu einer ebenſo zerſtreuenden wie belehrenden literariſchen Unterhaltung. Ein ſo naives Buch iſt lange nicht erſchienen.

Zuvörderſt hätte uns Herr von Malortie wol über ſeinen Gegenſtand etwas Geſchichtliches geben können. Wie wurden die Könige in Juda, in Macedonien und Rom bedient? Welche Grundſätze hatte man über das Hofſtaatsweſen, über königliche Küchen- und Kellerämter im Mittelalter? Die Königin Eliſabeth hatte bekanntlich ein ſehr einfaches Syſtem, ſich bedienen zu laſſen. Sie hatte eine Liſte ihrer vornehmſten und reichſten Adeligen. Fühlte ſie in ihren Hülfsquellen Mangel, ſo kündigte ſie ihren Pairs der Reihe nach ihren Beſuch an. Ein ſolcher Beſuch der Königin Eliſabeth, ſo ehrenvoll er für die Getreuen der Krone war, ſo gefährlich wurde er für deren Finanzen. Man fürchtete ſich vor der Ehre ihres Beſuchs. Sie ließ Ehrenbezeigungen, aber nicht einen Kreuzer Geld zurück. Die Kunſt des Hofmarſchalls wird wol damals in der bequemſten Art beſtanden haben, zum Gebrauch des Hofes alles nur Mögliche zu

requiriren, keinen Riegel zu ſchonen, Küche und Keller gründlich auszubeuten und für die Reiſe ſoviel mitzunehmen, bis das wandernde Hofgeſinde mit der königlichen Gebieterin wieder auf einem andern Schloſſe eines reichen Grafen oder Herzogs anlangte.

Die Epoche des l'État c'est moi bewirkte auch hier Veränderungen. Herr von Malortie hätte uns wol einige Beiſpiele jener heilloſen Verſchwendungen geben können, die ſonſt in dem Haushalt der Könige üblich waren. Wieviel Silberdiener, wieviel Küchenjungen hatte Ludwig XIV.? Unſer conſtitutionelles, leider ſehr freigeiſtiſches Zeitalter würde dadurch die Fortſchritte kennen gelernt haben, die wir zum Syſteme der Sparſamkeit machen. Wir würden, wenn uns bei Herrn von Malortie zuweilen zu Muthe wird, als ſchilderte er den Hofſtaat eines aſiatiſchen Sardanapals, einſehen, daß man vor hundert Jahren noch ganz anders

auf das Vermögen des Landes losgelebt hat, als gegenwärtig.

Wir sind es Herrn von Malortie schuldig, zu bemerken, daß er bei seinem Systeme, Könige zu bedienen, keine Souverainetät besonders im Auge gehabt hat. Es ist nicht der Hofstaat von Modena, nicht der von Hanover, nicht der des Schahs von Persien, welchen Herr von Malortie seinem hofökonomischen Systeme zum Grunde legte. Wenigstens versichert Herr von Malortie, daß diese Vermeidung jeder Bezüglichkeit seine Absicht gewesen sei. Dennoch war er nicht immer consequent in Verfolgung derselben. Er liefert S. 220 seines instructiven Werkes den Kostenanschlag einer königlichen Reise nach Ems. Er berechnet den Etat für sieben Wagen, gezogen von 26 Pferden, für die Postillonstrinkgelder und Reisediäten der Dienerschaft. Man sieht, wie wohlfeil man es einrichten kann, wenn ein König ins Bad reist

und einen guten Hofmarschall hat. Die Reise fängt von einem unbekannten Orte an. Da aber die erste Poststation Pattensen, die zweite Elze heißt, so werden hier wol die Badereisen der Könige von Hanover gemeint sein? Ich fürchte sehr, daß diese patriotische Anomalie die wissenschaftliche Harmlosigkeit der übrigen Theile stören wird.

Der Versuch, eine Kunst wie die, Könige zu bedienen, zur absoluten Wissenschaft zu erheben, muß mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Man sieht dies an den unbestimmten und völlig haltlosen Definitionen, mit welchen Herr von Malortie sein Werk eröffnet. Diese vielen Möchte, Dürfte, Könnte wol und ähnlichen Wendungen entsprechen nicht etwa der griechischen Ironie, mit welcher ein Herr von Rumohr diesen schlüpfrigen Gegenstand behandelt haben würde, sondern entstehen geradeweges aus dem Bewußtsein, daß der königliche Wille

ſtark genug iſt, wieder alle Paragraphen eines ſolchen häuslichen Staatsgrundgeſetzes je nach Laune und Bequemlichkeit, je nach Gewöhnung oder Willkür umzuſtoßen. Wenn nun demnach die Einleitung des Buches völlig unbefriedigt läßt, ſo iſt dies weniger die Schuld des Verfaſſers, als die Schuld eines Gegenſtandes, der nach den Wünſchen der betreffenden Fürſten tauſenderlei Modificationen erleiden kann.

Ja, Gott ſei Dank, es gibt noch Fürſten, die von der Hofordnung des Herrn von Malortie abweichen! Es gibt noch Fürſten, die von dem Grundſatze ausgehen, eine Anſtellung in ihrer Nähe bedeute mehr, als ein bloßes Engagement als Maſchine, als Mittel zum ökonomiſchen Zweck. Herr von Malortie geht von ſehr praktiſchen, aber ſehr unköniglichen Grundſätzen aus. Er fängt wie billig von unten an, mit den Lakaien. Er will das Lakaienalter nur zwiſchen 20—40 Jahren geſtatten. Er will euch alle

nicht dulden, ihr treuen Lakaienſeelen, die ihr ſchon bei der Königin dientet, als ſie noch ein kleines Mädchen am heimatlichen Hofe lebte! Ihr folgtet der kronprinzeßlichen Braut, ihr theiltet ihre Trauer, ihre Freude, ihr habt die kleinen jungen Prinzen auf den Armen getragen, habt ausgehalten in allen conſtitutionellen Stürmen des modernen Staatslebens, bei hohen Geburtstägen, Sterbefällen und allen Emeuten, und Herr von Malortie will euch entlaſſen? Ja noch mehr, er will den Lakaien verbieten, ſich zu verheirathen. Wo iſt der Hof, der ſo ſchnöde Grundſätze befolgt und die Lakaien zu einer Art katholiſchen Prieſtern macht, die nur im Cölibat leben dürfen? Leidet auch der Tafelabhub ein wenig, wenn die kleinen, ihren Herrſchaften oft ſo ähnlich ſehenden Lakaienkinder ein Stück Gebackenes vom Hofe bekommen, warum deshalb bei Hofe das Cölibat einführen! Dieſer Abſchnitt, S. 8, hat uns faſt gegen das

Gemüth des Herrn von Malortie eingenommen; wird es uns jetzt wundern, wenn S. 9 die Bestrafungen der Lakaien sechs Paragraphen und die Belohnungen nur einen bilden? Wird es uns wundern, wenn die Lakaien ihre Douceurs, die sie von fremden hohen Herrschaften empfingen, abliefern müssen in eine Generalkasse, die chargirten Personen aber, z. B. die Hofmarschälle, ihre Pretiosen behalten dürfen?

In dem Kapitel über das Ceremoniell bemerkt Herr von Malortie: „Ueber alle besondern Vorfälle am Hofe wird ein sehr gründliches Tagebuch geführt. Daß ein solches Journal für spätere Jahre besonders interessant bleibt, bedarf keiner nähern Erörterung, da dasselbe die genaueste Schilderung des fürstlichen Familienlebens enthält und insofern auch für die Landesgeschichte eine nicht unerfreuliche Quelle bleibt.“ Vielleicht benutzen unsere Historiker

dieſen Wink und ſuchen ſich einige dieſer „nicht unerfreulichen" Quellen zu verſchaffen.

Jetzt aber nähern wir uns dem eigentlichen Kern des Werkes.

Herr von Malortie ſetzt uns das ganze Detail eines fürſtlichen Hofhaltes auseinander. Er übergeht die kleinſten Bedürfniſſe nicht, die nur bei der Exiſtenz eines erlauchten Weſens vorkommen können. Alle Bedürfniſſe der Majeſtät, wenn ſie wacht für das Wohl des Landes ſowol, wie wenn ſie ſchläft, um neue Kräfte zum Regieren zu ſammeln, werden aufgezählt und in tabellariſche Form gebracht. Bei den hundert großen und kleinen Requiſiten der Tafel vermißt' ich wirklich nur einen Poſten, den nämlich für Zahnſtocher.

Ob die Tabellen, in deren Entwurf Herr von Malortie außerordentlich erfinderiſch iſt, die mannichfachen Misbräuche der Verſchwendung und Verſchleuderung, die Misbräuche des Un-

terschleifs, dieſen Krebsſchaden aller weitläufigen Haushaltungen, heben werden, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Oft erzeugt dieſes tabellariſche Regieren einen Schein von Ordnung, der in Wahrheit nicht vorhanden iſt. Man beruhigt ſich mit den ausgefüllten gedruckten Schemen und die Plusmacherei und Verſchleuderung, vor welcher Herr von Malortie ſo dringend warnt, findet dennoch offenes Thor. Um nur den einen Poſten der abgebrannten Lichtſtumpfe zu nehmen. Herr von Malortie gibt S. 195 u. folg. über die königliche Wachs- und Talglichtconſumtion Winke, die ohne Zweifel aus gründlichſter Erfahrung geſchöpft ſind und dennoch erſchrickt man vor der Angabe, daß an einem einfachen und wohlgeordneten Hofe des Monats circa 4000 Wachs- und 2000 Talglichte verbraucht werden. Erwägt man nun noch die ſpecielle Liebhaberei mancher Fürſten, ſich von dem beſtallten Hofmaler die Wachsker-

zen mit bunten Arabesken, etwa aus dem Sagenkreiſe der Nibelungen, bemalen zu laſſen, ſo wird man über das Gewicht erſtaunen, mit welchem ein fürſtlicher Hofhalt auf dem Volke, wollt' ich ſagen, auf dem Budget laſtet. Deshalb glaub' ich auch wol, daß Herr von Malortie in dem Kapitel der Beleuchtung um ſo mehr zu weit gegangen iſt, als ſein Anſatz noch nicht einmal für die Wintermonate, ſondern nur für den October gilt, wo es noch ſo helle, freundliche Abende gibt.

Bei den königlichen Conſumtionen iſt Herr von Malortie gezwungen, ſehr viel von den Abgiften zu ſprechen. Dieſer Ausdruck bezieht ſich nicht etwa auf die Furcht mancher unumſchränkten Herrſcher, wie weiland in Spanien und Portugal, vergiftet zu werden (im Gegentheil iſt die Inſtruction, die Herr von Malortie den Mundköchen ertheilt, ſehr harmlos), ſondern auf die Abgänge von der herrſchaftlichen Ta-

fel. Abgifte sind die Schüsseln, von denen man nur naschte oder für die sich gar keine Liebhaber gefunden haben, weder in dem Souverain, noch in dem geladenen Oberhofprediger. Hier nun hab' ich einen Zug von Liebenswürdigkeit an Herrn von Malortie bemerkt, der mir unendlich wohlgethan hat. Man kennt nämlich die oft sehr unreinliche Art, wie vornehme Herrschaften essen. Nichts schmutziger als ein abgetragener Teller, nichts unordentlicher als ein zerwühltes, angekostetes und angenaschtes Dessert. Bei der Frage, ob man diese zernagten, angebissenen und nicht selten ausgespienen Abgifte an gewisse Delikatessenhändler und italienische Keller in der Stadt verkaufen soll, sagt Herr von Malortie offen und frei: „Ich habe gute Gründe, die Benutzung fürstlicher Tafelreste an dritte Personen nicht zu empfehlen." Kann man sich humaner und delikater ausdrücken? Dieses Suprême de Vo-

laille, welches Sereniſſimus, der vielleicht kurzſichtig und ein großer Freund vom Tabacksſchnupfen iſt, eine halbe Stunde lang durchwühlt, ob es ihm gefällig iſt, davon ein Stück zu nehmen, — vor dieſer Schüſſel, auch wenn ſie ſonſt unangerührt bleibt, Perſonen zu warnen, hat Herr von Malortie gute Gründe. Wir errathen ſie, wir wiſſen, was „anſtändig eſſen" heißt. Dieſer Zug an Herrn von Malortie iſt hübſch und macht ſeinem Herzen Ehre.

Wenn ſich unſere Leſer vielleicht wundern ſollten, daß wir ſoviel vom Eſſen und Trinken reden, ſo müſſen wir bemerken, daß denn auch allerdings der größte Theil des vorliegenden Handbuches für die Bequemlichkeit der Könige die Sorge um Küche und Keller ausmacht. Wo ſeid ihr hin, ihr naiven Zeiten, wo ich als Knabe noch glaubte, ein Fürſt lebe wie der Himmliſchen einer von Nektar und Ambroſia? Kennt ihr am königlichen Schloſſe in Berlin

den Winkel, wo noch vor einigen Jahren ein alter Sonderling von Antiquar mit vergeſſenen alten Büchern handelte? Gewiß erinnert ihr euch des wunderlichen Kauzes. Jeden Morgen kam er mit einem Sack Bücher, die er auf die Geſimſe des königlichen Schloſſes aufſtellte, alte, vergeſſene Werke von Friedrich dem Großen, Macchiavell, Büſching's Geographie, Heinitzens deutſchen Briefſteller und Cujas' franzöſiſche Grammatik. Wir Scholaren fürchteten uns vor dem ſtrengen, oft hämiſch lachenden geiſtesverwirrten Büchertrödler, den wir ſcherzweiſe: Herr Profeſſor! nannten, indem wir ihm verſtohlen uns näherten und ihn an den langen tombacknen Ringketten zweier Uhren zupften, die er regelmäßig in beiden Weſtentaſchen trug. An dieſer Stelle bin ich zum erſten Male an dem blinden Vertrauen auf die kartenkönigliche Majeſtät irr' und conſtitutionell geworden. Nicht durch des alten Trödlers Büchervorrath, ſondern

durch einen unbeſchreiblichen würzigen Geruch, der aus den Kellerfenſtern des Schloſſes an der Stelle hervorquoll, wo die Bücher ſtanden. Dieſer himmliſche, warme Duft kam aus einer fürſtlichen Küche. Das war ein Arom, wie aus tauſend würzigen Kräutern und allen Trüffeln der Erde gezogen. Die berliner Lazzaroni ſtellten ſich oft an die Küchenfenſter, um zu dieſem Geruch ihr trockenes Brod zu eſſen. Es waren die koſtbarſten Mittagsmahlzeiten, die man in Berlin ohne Geld und mit viel Phantaſie nur haben konnte. Da Berlins beide Hälften durch jene Paſſage verbunden ſind, da Alles, was in Berlin nur geht und wiedergeht, hier vorüber muß, ſo vermuth' ich, daß die jetzige conſtitutionelle Richtung an der Spree von dieſem fürſtlichen Küchengeruche ausgegangen iſt. Er erweckt zu eigenthümliche, antimonarchiſche Empfindungen.

Ich fürchte, Herrn von Malortie's Enthüllungen haben einen ähnlichen Erfolg. Man muß ſich, wenn man ſeine Anordnungen für eine königliche Tafel lieſt, geſtehen, daß es trotz aller Ständekammern und ſyſtematiſcher Oppoſitionen doch ein großes Vergnügen ſein muß, König zu ſein. Und dabei hat Herr von Malortie noch das Syſtem der Sparſamkeit! Er zieht für die Tafel einige gründliche Gerichte aller Unzahl kleiner luſtiger Schüſſeln vor. S. 148 theilt er einen Küchenzettel mit, den er, wie er ſich äußert, bei keiner Gelegenheit, auch dem glänzendſten Beſuche nicht, vergrößern würde. Wenn alſo z. B. der Kaiſer von Rußland nach Hanover käme, ſo würde man daſelbſt eſſen:

Diner le 18

92 personnes.

8 services.

Koch N. N. hat zu liefern:	1	d'un potage à la *moligotawny*.
	1	d'un potage clair au quenelles de volaille et aux pointes d'asperges.
	1	d'huitres au naturel.
Koch N. N.	1	de saumon du Rhin garni de filets de sandarts à la orly, sauce à la tartare et sauce de *Johnbull*.
Koch N. N.	1	de poulardes de Strasbourg à la *chipolata*.
	1	de truffes à la *bourguignotte*.
	1	de ris de veau à la *Saint-Cloud* au ragout fin.
Koch N. N.	1	de filets de perdreaux à la *polonaise* en croustades.
	1	de haricots verts garnis de côtelettes de mouton glacées et de saumon fumé.
Koch N. N	1	de hûre de sanglier à l'aspic, sauce à l'orange.
	1	de paté des oies gras de Strasbourg en bordures à la gelée.
Bratenmeister N. N.	1	de filets de chevreuil rotis.
	1	de faisans d'Angleterre rotis.
Koch N. N.	1	de compotes d'abricots.
	1	de crêmes à la Sicilienne en glaçon.
	1	de gelées *tutti frutti* au vin de champagne.

Conditor N. N.	1	de beurre et du fromage.	Dessert.
	1	de glaces panachées.	
	12	assiettes de bonbons divers.	
	12	„ de conserves diverses.	
	12	„ de patisserie diverse.	
	36	„ de fruits divers conservés ou naturels selon la saison.	

Herr von Malortie sorgt aber nicht nur für die allerhöchsten Herrschaften, sondern auch für das dienende Personal. S. 97 liefert er einen Küchenzettel für die Lakaien. Dieser lautet:

Mittags.

Linsensuppe.

Steckrüben und Kartoffeln mit Rindfleisch.

Abends.

Eierkuchen mit Compott.

Die Zusammenstellung dieser beiden authentischen Küchenzettel muß ganz eigne communistische Ideen erwecken. Linsensuppe und eine Suppe à la Moligotawny! Ich glaube, daß Rousseau, als er noch Bedienter bei einem sa-

voyiſchen Grafen war, in dem Augenblick, als er ſeine Linſen verdauend eine ſolche wahrſcheinlich aus indianiſchen Vogelneſtern gekochte Suppe à la Moligotawny ins Zimmer trug, auf den Gedanken kam, einſt ſeinen Contrat social zu ſchreiben.

Es würde die Grenzen eines Aufſatzes, der keine gelehrte Abhandlung ſein will, überſchreiten heißen, wollten wir Herrn von Malortie in alle Einzelnheiten eines Werkes folgen, das, wie wir gezeigt haben, Gelegenheit zu ſo ernſten Betrachtungen gibt. Nur noch dieſe kleine Frucht- und Aehrenleſe zufälliger Anmerkungen wagen wir dem vorzugsweiſe monarchiſch-geſinnten Theile unſerer Leſer zu empfehlen:

S. 20 ſpricht ſich Herr von Malortie unbedingt dafür aus, daß das Verſenden der Köche nach Paris ein ſehr empfehlenswerthes Mittel iſt, um die Hofküche immer au niveau der neueſten Fortſchritte in der Kochkunſt zu erhal-

ten. Man ſollte dieſen Grundſatz doch ja auf die Staatsräthe und Profeſſoren ausdehnen.

S. 24 läßt ſich Herr von Malortie unbedingt dagegen aus, daß die königliche Küche, gleich dem königlichen Keller, ſich ſelbſt ihre Conſumtibilien verſchreibt. Er empfiehlt nur den Ankauf durch Zwiſchenhändler. So ſehr wir mit den finanziellen Vortheilen dieſes Syſtems übereinſtimmen, ſo möchten wir doch aus monarchiſcher Hingebung rathen, Fiſche, Auſtern, Hummer und Caviar lieber ſelbſt zu beziehen, da gerade hier nicht immer angenommen werden kann, daß der Zwiſchenhandel und eine Entrepriſe der Qualität der Waaren beſonders günſtig iſt. Auch in Betreff der Conditorei weiß ich nicht, ob Herr von Malortie Recht hat, eine eigne Hofconditorei im Schloſſe ſelbſt unvortheilhaft zu finden. Soviel ich weiß, hatte der hochſelige König von Preußen eine eigne Mundconditorei, die im alten Seitenflügel des berliner

Schlosses, sinnig genug dicht neben der Hofapotheke lag. Ueberhaupt vermißt man bei Herrn von Malortie nach den vielen Anweisungen, sich den Magen zu füllen, auch ein Capitel für den Fall, daß man sich bei Hofe den Magen verdirbt. Keine Andeutung über die Hofapotheke? Sollte dies nicht ein Mangel seines Handbuches sein?

Sehr gediegen sind S. 38 die Andeutungen über die Schonung des fürstlichen Silbergeschirres. Herr von Malortie räth, nicht immer von Gold und Silber zu essen, sondern mit dem Porzellan abzuwechseln, weil durch gewisse Speisen das edle Metall zu sehr verdorben wird. Von Porzellan müssen z. B. gegessen werden: „Austern, weil die Schalen ungemein kritzeln."

Die Formulare der Dienstinstructionen sämmtlicher hohen und niedern Hofchargen zeichnen sich durch Umsicht und Bündigkeit aus.

Dem Kammerdiener wird S. 70 die Weisung ertheilt: „Alle zu seiner Kenntniß kommenden Staats- oder Familienangelegenheiten seines Allerhöchsten Herrn, welche nicht öffentlich bekannt sind, hat er aufs strengste geheim zu halten.“ Dieselbe Instruction wird S. 80 dem Silberlakai wiederholt, ferner S. 87 dem Silbergehülfen, dem Leibjäger, dem Heiducken, dem Hoflakai, dem Tafellakai, dem Tafelgehülfen. Für den Norden würde sie der Verfasser auch S. 93 dem Kaminheizer haben geben müssen. Dennoch ist diese Instruction nicht ganz gut gefaßt. Wie sollen Leibjäger, Heiducken und Silberlakaien wissen, was von Staatsangelegenheiten „nicht schon öffentlich bekannt ist?“ Plaudern sie, so liefert ihnen dieser Satz die beste Ausrede. Lieber hätten wir gesehen, Herr von Malortie drückte sich so aus: diesen Schloßofficianten wäre verboten, außerhalb ihres Dien-

stes überhaupt von den Allerhöchsten Herrschaften zu reden und je einen Gegenstand irgend welcher politischer Natur in den Mund zu nehmen. Vielleicht benutzt der Herr Verfasser diesen Wink für die zweite Auflage.

Zweckmäßig ist die Instruction für die Hof-Kaffee-Küche. Doch vermißt man die Berücksichtigung von Chocolade. Ob vier Loth Kaffee für die Tasse des Königs nicht etwas zu viel ist und leicht Wallungen, Reizbarkeit und Ueberhitzung erzeugen kann, überlassen wir dem Ermessen des betreffenden Leibmedicus und der Constitution, nicht des Landes, sondern des Fürsten.

Geschmackvoll gedruckt ist S. 130 folgende Ansage zu einer Hoffestlichkeit:

Ansage.

Zur Feier

des

Allerhöchsten Geburtsfestes

Seiner Majestät u. s. w.

ist am

Sonnabend, den ten **184**

im

Residenz-Schlosse, Abends 8 Uhr,

Cour und Ball.

Die Herren in Uniform mit weißem Unterzeuge oder in französischem Hofkleide mit dem Ordens-Bande über dem Rock.

Die Damen in Manteaux, Federn und Barben.

....., den 184

Aus dem Ober-Hof-Marschall-Amte.

Dem Herrn .....

Im Fall des Nichterscheinens wird um Antwort gebeten.

In rührendem Contraſt zu dieſem Geburtstagsſchema ſteht auf den folgenden Seiten ein

Programm

zu dem

feierlichen Leichenbegängniſſe

Seiner Majeſtät u. ſ. w.

Der Raum verbietet es, das Ceremoniell einer ſo betrübenden Hypotheſe nach Herrn von Malortie hier wiederzugeben. Nur zu oft bietet ſich Gelegenheit dar, das, was hier die Phantaſie eines geſchmackvollen und treuen Staatsdieners erfindet, in „lugubrer" Wirklichkeit dargeſtellt zu ſehen. Wir ſcheiden von Herrn von Malortie mit dem Zeugniß, daß ſein „Hofmarſchall," trotz mancher Lücken und kleiner Ungenauigkeiten, die wir rügen mußten, doch eine weſentliche Bereicherung unſerer Literatur

genannt werden kann und auf dem weiten Gebiete der Heraldik, Etikette- und Complimentirbücher ganz einzig dasteht. Die Kunst, Könige zu bedienen, ist eine ebenso ehrenvolle, wie schwierige.

VI.

Dieſe Kritik gehört Bettinen.

Nil divini a me alienum puto.

Wie man nach einem Mittagsmahle, wo man beizende Speisen zu sich genommen hat, die uns austrocknen und einen brennenden, kaum zu ertragenden Durst erzeugen, einen Trunk des reinsten, erquickendsten Quellwassers die verschmachtende Kehle hinunterschüttet und mit Wollust die benetzte Lunge zum Athmen ausdehnt, so erquickt, so erfrischt das neue Königsbuch Bettinens. Im Krystallglase ihrer stylistischen Schönheiten, mit all' den wunderlichen, eingeschliffenen Blumen ihrer gewohnten Darstellungsweise kredenzt die anmuthige Zauberin uns diesmal nicht etwa berauschenden Schaumwein, der uns

die Welt im phantastischen Rosenlichte zeigen soll, nicht südliches Rebenblut, durchduftet von den Blüten des Orients oder gewürzt von zerstoßenen Perlen der Märchenwelt, sondern diesmal nur reine, frische Quellflut, reines krystallhelles Naß vom Borne der Natur, aus der Cisterne der gesunden Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, gesinnungsfrische Buch! Nach so viel tausend gewürzten Speisen, die uns die Philosophie dieser Tage aufgetischt hat, nach dieser täglichen salzigen Häringskost unserer modernen Literatur, nach diesem ewigen Sauerkohl unserer philisterhaften Denk-, Schreib-, Lese- und Lebensmethode ein solches Buch! Ein solcher Trunk aus den Bergen, ein volles Glas, wo die Felsenkühle mit tausend Tropfen die innere Wand beschlägt! All' ihr modernen Rheinweinpoeten und knallenden Champagnersänger, das konntet ihr nicht geben, was Bettina gibt: Labung und Kühlung.

Erquickung und Stärkung; Troſt für das Vergangene und Muth für das Werdende!

Das neue Königsbuch dieſer merkwürdigen Frau iſt kein Buch in dem Sinne, daß es wie herbſtliches Geblätter eine Weile raſcheln und unterm Winterſchnee vergeſſen ſein wird, ſondern es iſt ein Ereigniß, eine That, die weit über den Begriff eines Buches hinausfliegt. Dies Buch gehört dem König, es gehört der Welt. Es gehört der Geſchichte an, wie Dante's Komödie, Macchiavelli's Fürſt, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es ſagt Dinge, die noch Niemand geſagt hat, die aber, weil ſie von Millionen gefühlt werden, geſagt werden mußten. Man wird dieſe Dinge beſtreiten, man wird des Frauenmundes, der ſie ausſpricht, ſpotten und man beſtreitet und ſpottet ſchon luſtig in den Allgemeinen und gemeinen Zeitungen unſerer Tage. Aber bei Erſcheinungen dieſer Art heißt es, das ſtarke Ende kommt nach. Mit

des kühnen Strauß' Leben Jesu ging es ebenso. Vor dem wahrhaft Bedeutenden erschrickt man erst, ehe man vor ihm niederfällt.

Wer noch nicht nach den beiden kleinen Bänden gegriffen hat, wer noch schwankt, ob man ein Buch interessant finden soll, das man nicht wie einen Roman in einem Zuge, sondern in den „bekannten sieben Zügen," wie die Studenten sagen, trinken und allmälig in sich aufnehmen muß, dem diene Folgendes als Erläuterung: Das merkwürdige Buch trägt seinen persischen Titel wirklich mit vollem Recht. Es ist keine Affectation in diesem Titel. Dies Buch gehört wirklich dem König und mußte so heißen, durfte nicht anders. Es ist ein Brief, ein offener Brief, an den König geschrieben und geradezu an Friedrich Wilhelm IV. Es ist eine Adresse der Zeit, von einem Weibe, einer muthigen Prophetin verfaßt und deshalb von Tausenden von Männerunterschriften bedeckt, weil

Bettina hier nur das Organ einer allgemeinen Ansicht, die kühne Vorrednerin ist, die Jeanne d'Arc, die nicht mit ihrem Arme, sondern mit ihrer Begeisterung, mit ihrem Glauben das Vaterland retten will. Traurig genug, daß nur ein Weib das sagen durfte, was jeden Mann würde hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben. In diesem wunderbaren Zusammentreffen von Umständen, in diesem Zufall, daß eine Frau, der man die „Wunderlichkeit" ihres Genies und ihrer gesellschaftlichen Stellung wegen nachsieht, aufsteht und eine Kritik unserer heutigen Politik, eine Kritik der Religion und der Gesellschaft veröffentlicht, wie sie vor ihr Tausende gedacht, aber nicht Einer so resolut, so heroisch, so reformatorisch-großartig ausgesprochen hat, darin liegt etwas, was göttliche Vorsehung ist. Dem bedrängten Kampfe der Zeit ist ein Engel mit feurigem Schwerte zum Entsatz gekommen. Windet euch, baut Bücher auf

Bücher auf, sprecht Anathema über Anathema, die Macht einer Inspiration, die Macht einer Offenbarung, ausgesprochen in einem Weibe, das keine Professur, keine Ehre und irdische Anerkennung haben will, diese Glut einer Ueberzeugung, die sich wie ein feuriger Strom durch die Lande wälzen wird, ist nicht zu dämpfen, nicht auszulöschen. Den Handschuh für die Freiheit wirft hier die Poesie hin; und die Poesie ist immer ein Ritter, gegen den alle Streiche in die Luft fahren.

Bettina gehört zu denen, die ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie Schlangen sind. Sie redet zunächst nicht zum König von Preußen. Sie malt zwar seine Politik, die Politik seiner Rathgeber, sie malt einen gewissen Minister nach dem Leben, aber, ihrer Poesie und dem „Anstand" gemäß, kleidet sie ihre Polemik in das Gewand der Allegorie. Sie spricht scheinbar von anno 7, scheinbar von Frankfurt am

Main und Napoleon, und läßt die Frau Rath, Goethe's Mutter, ſtatt ihrer reden. Sentimentale und Tartüffe-Gemüther, die immer wollen, daß man die Sachen von den Perſonen ſcheidet und deren ſteter Jammer die „Indiscretionen" ſind, werden es ſchreckhaft finden, wie man der in geweihter chriſtlicher Erde auf dem frankfurter Friedhof ſchlummernden Frau Rath die Verantwortung ſo himmelſtürmender Gedanken, wie Bettina ihr in den Mund legt, andichten kann. Wer aber zu Schleiermacher's Füßen geſeſſen, weiß, welche Rolle Sokrates in Platon's Dialogen ſpielt. Xenophon, der auch vom Sokrates berichtet, mag den anregenden Lehrer nur die Dinge reden laſſen, die er wirklich geſprochen hat, Plato aber machte aus Sokrates einen Begriff, eine poetiſche Individualität, wie ſie der Dramatiker ſchafft. Sokrates ſpricht beim Plato, was Plato will. Und Sokrates wird dafür im Jenſeits nicht mit Plato zürnen. Der

Vater iſt verantwortlich für den Sohn, der Staat für den Bürger (Bettina führt dieſe Pflicht mit beſonderer Vorliebe aus), der Lehrer für den Schüler. Von großen Menſchen bleiben die Genien nachwirkend und leben fort in dem, was aus ihrem Geiſt geboren wird. Und ſo iſt auch jenes Dämonion, jene höhere Weihe und plötzliche Offenbarung, die der Frau Rath innewohnte, wie dem Sokrates, nicht mit ihr verweht und verflogen, ſondern hat mit geiſterhaften Fittichen erſt ihren Sohn Wolfgang umrauſcht und umrauſcht noch jetzt Bettinen, die es wagen darf, den kühnen Heldengeiſt jener Frau mitten unter den Truggeſpenſtern des Tages zu citiren und ſie von den Grimm's, von Ranke und Humbold reden zu laſſen, als wenn ſie vom Pfarrer Stein und dem Bürgermeiſter von Holzhauſen redete.

Der erſte Band des Königsbuches iſt der Religion, der zweite dem Staate gewidmet. Die

Beweisführung in beiden iſt die des urſprünglichſten Radicalismus. Ein Geiſt, gefeſſelt ſeit Jahrhunderten an Vorurtheil, Lug und Trug, ein Genius, niedergehalten von tauſend Rückſichten der Selbſttäuſchung und Denkohnmacht, ſcheint ſich hier zu erheben, wie Pegaſus aus dem Joche auffliegt mit ſeinen geflügelten Hufen, der Bahn der Sonnenroſſe zu. Wie die roſenfingerige Eos ſtreut Bettina Morgenröthe aus. Sie hat die Tafel eines neuen Geſetzes in ihren kühnen Händen, noch ſind ſie leer; aber nicht ein Wort der Lügen, die darauf ſtanden und die ſie mit dem Hauche ihres Mundes von ihnen tilgte, wird wieder auf ihnen ſtehen dürfen. Sie gibt Negation, aber in der Negation die vollſte Poſitivität des freien Menſchengeiſtes. Dieſe Freiheit iſt keine indiſche. Sie iſt kein Behagen, keine träumeriſche Wolluſt in ſich ſelbſt, ſondern ringende, kämpfende Freiheit, griechiſche Freiheit, wie ſie ſich in der Paläſtra,

in der Akademie, auf den olympischen Spielen erprobte. Auch diese Freiheit baut, aber nicht lichtscheue Kapellen im Waldesdunkel, sondern freischwebende Warten und Tempel auf den luftigen Bergeshöhen. Die blinkende Axt bahnt den Weg durch Gestrüpp und Geniſt nicht ins blinde, wilde Ungefähr hinein, sondern nach einem erhabenen, edlen Plane, nach einem Grundrisse, der das All umfaßt, Gotteswürde und Menschenwohl. Sie ist conservativ diese Polemik im höchsten, majestätischen Styl; denn was verdiente mehr conservirt zu werden, als die Natur, die Vernunft und der freie Geist!

Die übliche, salarirte, verdammende und seligsprechende Theologie unserer Zeit wird über den ersten Band ihr schwarzes Kleid zerreißen und siebenmal Wehe! rufen. Dieser erste Band steht vom christlichen Standpunkte auf dem Fundament einer absoluten Glaubensunfähigkeit. Bettina weist hier jede Vermittelung zwischen der

Vernunft und dem Dogma ab. Kein myſtiſches Blinzeln mehr mit den geheimnißvollen Möglichkeiten der Nachtſeite des Lebens, keine Deutung mehr, keine Allegorie, ſondern die einfache Frage: Kann Wein Waſſer, kann Waſſer Wein werden? Man ſage nicht, daß ſich Bettina durch dieſe abſolute Negation des Chriſtenthums ganz aus den Vorausſetzungen der modernen Welt herausekamotirt. Ein Blick auf unſere Zeit und ihre wiſſenſchaftliche Kämpfe lehrt, daß für die Freiheit ſchon unendlich viel gewonnen wäre, könnten wir nur auf der Hälfte des Weges, den Bettina ſchon zurücklegte, Hütten und Zelte bauen, geſchweige Kirchen im Sinne dieſer Hälfte.

Eingreifender aber noch und unmittelbarer wirkend iſt der zweite Band. Man hat dieſe Partie des Buches communiſtiſch genannt. Man höre, was er enthält und erſtaune über dies ſonderbare Neuwort: Communismus. Iſt die

heißeſte, glühendſte Menſchenliebe Communismus, dann ſteht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird.

Dieſer zweite Band iſt den Verbrechern und den Armen gewidmet. Man hat ſchon drucken laſſen, Bettina wolle die Verbrecher zu Märtyrern ſtempeln und zöge die Diebe den ehrlichen Leuten vor. Das Letzte iſt kindiſch, das Erſte iſt wahr. Man ſchreibt ſo viel Bände über die Gefängniſſe, über die Verbrecher, über die Strafstheorien, man ſtiftet auch Beſſerungsanſtalten, und doch bleibt es unwiderleglich, daß die wahre Politik, die Politik im Lichte unſerer Zeit, die ſein ſollte, den Verbrechen zuvorzukommen. Mögen wir nun an die urſprünglich gute oder urſprünglich böſe Menſchennatur glauben, ſo haben wir doch wenigſtens von unſerer Erziehung und Bildung einen ſo hohen Begriff, daß wir von ihrer Anwendung auf die Menſchennatur Wunder vorausſetzen. Warum verrichten wir

dieſe Wunder ſo ſelten? Warum mislingen ſie ſo oft? Unſere gewöhnlichen Quackſalbereien müſſen doch wol nicht ausreichen, um die immer garſtiger werdenden Schäden der Geſellſchaft zu heilen. Die alte Leier von den Volksſchulen u. ſ. w. iſt ganz verſtimmt, ſie lockt keinen Hund mehr vom Ofen, geſchweige daß ſie bezaubere und Menſchen zu Menſchen mache. Der Cholera gegenüber war es mit aller Medicin aus. Da ſchuf man neue Spitäler, neue Quarantainen, neue Geſundheitsdiſtricte und behielt vom Alten nichts mehr, als höchſtens die ſonſt ſo verachteten Hausmittel. Nun, die moraliſche Cholera iſt da: jeder Winter z. B. in Berlin bringt die ſittliche Brechruhr, nicht etwa ſporadiſch, ſondern ſo allgemein, daß die Gefängniſſe keinen Platz haben. Man vermehrt die Zahl der Nachtwächter und Gensd'armen, die Bürger treten zuſammen und bilden unter ſich eine Sicherheitsgarde. Einer ſperrt ſich ab gegen

den Andern und der Störer dieſes atomiſtiſchen Staates wird unſchädlich gemacht. Wenn eine ſolche Politik von der Noth des nächſten Augenblicks geboten wird, ſo muß man ſie gelten laſſen; erhebt man aber ihren praktiſchen Werth zu einer theoretiſchen, dauernden Bedeutung, ſo fragt man billig, iſt die chriſtliche Welt darum achtzehnhundert Jahre alt geworden? Gibt es keinen Ausweg, die Verbrechen ſchon im Keime zu erſticken? Iſt der Staat immer und ewig nur ein Conglomerat von Egoismus, in dem ſich nur Der lauter, rein und glücklich erhält, den gleich bei der Wiege die holde Gunſt des Zufalls angelächelt hat?

Neulich hat ein Geiſtlicher an einem vielbeſprochenen Grabe ein herrliches Wort geſagt. Die Leiche des im Duell gefallenen Herrn von Göler in Karlsruhe wurde beſtattet und der Geiſtliche, der keinen Beruf hatte, dieſer Leiche ſo zu ſchmeicheln, wie es die Zeitungen gethan

hatten, äußerte in ſeiner würdigen Rede, als er vom Duell ſprach: Er müßte für das Chriſtenthum erröthen, wenn er bedächte, daß der milde Geiſt der Chriſtuslehre noch ſo wenig in die Menſchheit eingedrungen wäre, um nicht Vorkommniſſe, wie jenen Streit, für immer unmöglich zu machen. Er ſagte: Erröthen! Der Geiſtliche; ein frommer Diener des Wortes, erröthete für die geringe Wirkung ſeiner Lehre. Erröthet wol ein Beamter für den Staat, der ihn beſoldet, ein Miniſter für die Lappalien, die er in ſeinem Portefeuille einſchließt, erröthen unſere Richter für die Verbrecher? Nein. Höchſtens der arme Knecht zittert, der die Delinquenten abthun muß. Was nennen ſie denn noch im neunzehnten Jahrhundert Politik? Was conſerviren unſere großen Staatsmänner nur als ſich? Wie iſt es möglich, daß durch dieſe Politik der Bureaukratie, der Edicte, der Verbote, der Allianzen, Paraden, Gleichgewichtsintereſ-

ſen u. ſ. w. ein Lichtſtral jener wahrhaft conſervativen Politik bringen kann, die vor allen Dingen den Menſchen dem Menſchen bewahrt? Bettina erhebt ſich, wenn ſie auf dieſes Gebiet kommt, zur Seherin, zur Prophetin. Sie richtet an den König, dem ſie ihr Buch gewidmet hat, ſo hinreißende, ſo feurige Apoſtrophen, daß es rührend iſt, wenn man ſich ſagen müßte, der Brief iſt unſterblich, aber er wird ſeine irdiſche Adreſſe verfehlen.

Wer im zweiten Bande jede Behauptung der Frau Rath wörtlich verſtehen wollte, bewieſe nur, daß er zu den Langweiligen gehört. Kein Langweiliger hat Sinn für den Humor. Humoriſtiſch iſt aber ein großer Theil der ſittlichen Revolutionen zu verſtehen, die die kühne Oponentin mit den Verbrechern zu ſtiften vorſchlägt. Es iſt ihr wahrhaftig nicht darum zu thun, einen Räuberhauptmann zum Feldherrn, einen Schinderhannes zum Kriegsminiſter zu

machen, ſondern ſie beklagt in greller, ihr eigenthümlicher Ausdrucksweiſe, daß das Capital von Muth, Schlauheit und Standhaftigkeit, das von den Verbrechern conſumirt wird, nicht auf edlere und dem Geſammtwohl nützliche Zwecke verwandt wird. Die Dialektik dieſer Beweisführungen iſt theils Ueberzeugung, theils Neckerei. Es iſt durchaus ein Platoniſch-Sokratiſcher Geiſt, der die kunſtvollen Geſpräche belebt, mit dem Scharfſinn und dem hohen Fluge der Divination zugleich gepaart, jene Sokratiſche Ironie, die ſcherzend die ſchon gefangenen Vögel der Gegenpartei wieder flattern läßt, um ſie nach kurzer Freiheit wieder aufs Neue einzufangen. Faſt im ſchäumenden Uebermaß dieſer Ironie ſind die „Geſpräche mit einer franzöſiſchen Aßel" geſchrieben. Hier iſt ſelbſt die Frau Rath die überflügelte. Der ſchwarze Vogel auf dem Ofen mit ſeinen klugen Augen, ſeiner kecken Federhaube auf dem Kopfe, ſcheint ein verzau-

berter Höllenbote zu ſein. Der kleine Spitzbube wettert und ſchimpft, wie ein Kapuziner, der nicht dem Himmel, ſondern dem Teufel dient. Er möchte, daß die ganze Welt des Teufels wäre und ſchwätzt die Dinge, die oben ſtehen, kopfüber nach unten und umgekehrt. Es wird nicht an Leuten fehlen, die die Elſter beim Wort nehmen und die wilden Plaudereien als baare Blasphemie an die geiſtlich-weltliche Hermandad denunciren werden. Bettina wäre mit der phantaſtiſchen Lyrik ihrer Seele humoriſtiſch genug, für die Atzel aufzutreten und ſie zu vertheidigen, wie einſt auf einem Concil ſogar die Heuſchrecken ihren Anwald fanden. Verſchluckte einſt eine Ratte eine Hoſtie und verrichtete Wunder, warum ſoll der Teufel nicht in eine Atzel fahren? Die Polemik, die die evangeliſche Kirchenzeitung gegen dieſe Atzel eröffnen wird, wird ſehr komiſch ſein.

Das ausgezeichnete Werk behandelt aber zu

ernſte Fragen, als daß es komiſch ſchließen dürfte. Es ſchließt mit dem Septimenaccord des tiefſten Schmerzes, es ſchließt erſchütternd, herzzerreißend, tragiſch. Weſſen Auge über dieſer Schilderung des Elends im berliner Voigtlande verweilen kann, ohne in Thränen zu ſchwimmen, der muß ein Herz von Marmelſtein haben. Bettina theilt die Aufzeichnungen eines edlen Menſchen mit, der in dem ſogenannten berliner Voigtlande die von der Armuth bewohnten Häuſer durchwanderte, an die Thüren pochte, eintrat und ſich nach den bittern Lebensumſtänden, die hier zuſammengepfercht ſind, gründlich erkundigte. Die Namen ſind genannt, die Thüren bezeichnet, hier hört jede Fiction auf. Tauſende von Menſchen leben hier in Hunger und Kummer, ſchlafen auf Stroh, ſtündlich gewärtig, ausgepfändet und auf die Straße geworfen zu werden mit Greiſen und Säuglingen, im ewigen Kampf, entweder zu hungern oder zu

betteln oder aus Verzweiflung zu ſtehlen, gehetzt von der Polizei und verlaſſen von jener Behörde, die ihr nächſter Schutz und Schirm ſein ſollte, der ſtädtiſchen Armendirection. Für die Mittheilung dieſes Gemäldes verdient Bettina den Dank jedes fühlenden Herzens. Jede Thräne dieſes Bildes wiegt die koſtbarſten Brillanten einer ſtyliſtiſchen Phantaſie auf; dieſer echte, lebenswahre Murillo ſteht höher als jede idealiſche Transfiguration. Es kriecht Ungeziefer durch dieſe Farben, aber die Farben ſind echt und der Fürſt, dem ſie ihr Buch widmete, hat in dem Augenblick, als er dieſe Schilderung las, ſicher einen Hofball abbeſtellt, ſicher die Zurüſtungen eines glänzenden, nur Staub aufwühlenden Manoeuvres auf die Hälfte des angeſetzten Etats reducirt. Denn nicht die Armuth allein durchſchneidet hier unſer Herz, nein, auch die Schilderung der Tugenden, die noch in der Verzweiflung dieſer Menſchen nicht erſtorben ſind,

die Schilderung einer hochherzigen Anhänglichkeit an das Vaterland und den Fürſten, die ſich ſelbſt in dieſen Lumpen noch erhalten hat. Eine arme Bettlerin überbrachte der Ordenscommiſſion fünf Orden, die ihr geſtorbener Mann im Freiheitskriege erworben. Die Ordenscommiſſion gab ihr ein für alle Mal fünf Thaler (kaum den äußern Werth der Decorationen) und nun hungert ſie. Wenn auch die hohen freiſinnigen Philoſopheme der kühnen Frau, die dieſes Werk geſchrieben, von den Menſchen, die ſie in dem Pfarrer und dem Bürgermeiſter treffend charakteriſirt hat, verworfen werden, von dieſem Anhang kann man nicht glauben, daß er ſpurlos vorübergehen wird. Nicht nur, daß die berliner Armendirection, eines der unpopulärſten Inſtitute der Reſidenz, einer gründlichen Reorganiſation unterworfen werden muß, auch die höhere, den ganzen Staat umfaſſende, ja ich nenne ſie die communiſtiſche Frage: was ſoll

geſchehen, um den Menſchen dem Menſchen zu retten, das Band der Bruderliebe wieder anzuknüpfen und einer unheilſchwangern, furchtbar drohenden Zukunft vorzubeugen? Dieſe Frage wird um Antwort drängen und die Antwort wird nicht in Phraſen, nicht in Almoſen, ſondern in durchgreifenden Schöpfungen beſtehen müſſen. Und der edlen Frau, die dieſe Frage dicht an den Stufen des Throns aufwirft, auf dem Parquet der eximirten Geſellſchaft, unter Luxus, ſybaritiſcher Indolenz und transcendentaler, nichtsnützіger Naſen- und Bonzenweisheit, dieſer edlen Frau ſteht der beſcheidene Feldblumenkranz eines ſolchen Verdienſtes prangender, als weiland ihre ſchönſten Blumenkronen aus der Periode ihrer romantiſchen Naturmyſtik.

Mit beklommener Erwartung ſehen alle die, welche von dem Buche ergriffen wurden, nun auf den, dem es gewidmet iſt. Numa Pompi-

lius hatte seine Egeria, eine geheimnißvolle Sybille, die ihm die Weisheit lehrte, mit der er Rom aus einem Räuberstaate zu einem geordneten Gemeinwesen erhob. Der König von Preußen wird Bettinen nicht zu seinem ersten Minister machen, aber er hat ihr Buch in der Handschrift durchblättert, er hat die Widmung gestattet und es mit seinen tausend censurwidrigen Freiheiten vorweg gegen die Verfolgung der Polizei in Schutz genommen. So darf Deutschland und Preußen insbesondere hoffen, daß von der mächtigen Beredtsamkeit einer Feuerseele, die hier im Namen der Zeit wie eine Prophetin am Wege, ihn angesprochen, wenn nicht ein begeisternder Funke, der zur That zündet, doch eine warme Erregung, die Schonung und Duldung übt, in ihm zurückgeblieben ist.

VII.

Ph. J. von Rehfues.

Das Grab bedeckt die ſterblichen Reſte eines Mannes, welcher als Schriftſteller, dichtend und denkend, in jenem ſtillen grünen Schatten ſtand, den Immermann die „Literatur der Einſamen" nannte. Nicht daß er dorthin floh, vertrieben von der mangelnden Gunſt des Publicums; es müſſen äußere Verhältniſſe geweſen ſein, die den Dichter des „Scipio Cicala" beſtimmten, ſeine Perſönlichkeit dem Streite des Tages zu entziehen und mit verhülltem Haupte durch die Dornen- oder Lorbeerhecken der Kritik zu ſchreiten. Nach allem, was ich perſönlicher Beziehung zu dem Verſtorbenen entnehmen konnte, war die poetiſche Pro-

duction bei ihm keine Sache des Ehrgeizes, ſondern ein inneres Bedürfen, deſſen ſüßeſte Befriedigung auf ihn ſelber zurückfiel, ein Drang nach Zerſtreuung und Erholung, der ihn in ſeinen vielleicht einförmigen und oft drückenden Berufsgeſchäften mit um ſo größerer Gewalt überkam, als ſich an die erſte, vielbewegte Hälfte ſeines Lebens die zaubervollſten Erinnerungen an Hesperien, die pyrenäiſche Halbinſel und die bunteſten, dort empfangenen poetiſchen Eindrücke knüpften. So ſtellte er ſich mit Vorbedacht zur Seite, ließ den Lärm der Ereigniſſe, das Gewirr der Parteien an ſich vorüberrauſchen und war glücklich, wenn ſeine poetiſchen Gebilde hier oder da ein Auge fanden, das theilnehmend auf ihnen ruhte und im Anſchauen ihrer Reize ſich verlieren konnte.

Die äußern Lebensverhältniſſe Philipp Joſeph's von Rehfues ſind bekannt. Bekannt iſt, wie er nach vieljährigem Aufenthalt im ſüdlichen

Europa den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Würtemberg, als Secretair begleitete, durch eine patriotiſche Schrift in der Kriſis der Befreiungsjahre die Aufmerkſamkeit Stein's erregte, in preußiſche Dienſte trat und ſich von Stufe zu Stufe eine an Auszeichnungen aller Art reiche geſellſchaftliche und politiſche Stellung errungen hat. Die Verdienſte, die ſich ein energiſcher Charakter wie der ſeinige erwerben konnte, mußten beſonders auf dem Felde der Organiſation liegen. Er beſaß für das Leben wie für die Kunſt ein umſichtiges, ſcharfblickendes Geſtaltungsvermögen, eine raſche Hand, die zwiſchen Entſchluß und Ausführung nicht zauderte, eine praktiſche Ueberſchau poſitiver Bedürfniſſe, die ſich bei träumeriſchen Illuſionen nicht lange aufhielt, ſondern, das Nothwendige raſch erkennend, es ebenſo lebhaft zur Ausführung brachte. So mußten ſich ſeine Talente ganz beſonders auf einem Terrain geltend machen, wie das war,

welches ſich am Rhein nach den Befreiungsjahren für ihn vorfand. Zweifelhaften Zuſtänden einen entſchiedenen Charakter aufzudrücken, zerfallene Richtungen des öffentlichen Lebens unter einem praktiſchen Geſichtspunkte zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beſchränken und ſtreitende Gegenſätze durch eine höhere Einheit zu vermitteln, auf dieſem höheren Gebiete adminiſtrativer Politik hat ſich Rehfues Verdienſte erworben, die nicht nur von ſeinen Vorgeſetzten, ſondern auch von den Folgezeiten anerkannt und belohnt wurden.

In der unabänderlichen Nothwendigkeit, daß zu einem ſolchen Zweck mehr negative als poſitive Mittel gebraucht werden mußten, lag natürlich auch der Anſtoß zu vielen Misverſtändniſſen und Verſtimmungen. Der Verſtorbene ging in jener Nothwendigkeit mit aller Ueberzeugungs- und Amtstreue auf, allein ſein poetiſch milder und humaner Geiſt hat nie verber-

gen mögen, wie ſehr er oft unter ſeiner Stellung gelitten. Es lag ein trüber Dämmerflor auf ſeinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung und Wehmuth, den er nur in den vertrauteſten Stunden und denen lüftete, welche ſeines Gemüthes dichteriſche Grundſtimmung verſtanden. Wie ſehr er ſich aus dieſer überwiegend negativen Stellung nach großartigeren poſitiven Organiſationen ſehnte, beweiſen eine Menge Vorſchläge, die er nach Berlin ſandte und deren Ausführung, von ſeinem Freunde Altenſtein zwar mit Wärme aufgenommen, damals noch an Inſtanzen ſcheiterte, die des Enthuſiasmus einer an die Menſchheit glaubenden Erneuerungsluſt nicht fähig waren. Die Rehfues'ſchen Cenſurvorſchläge, die von einer damals nicht gern geſehenen poſitiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten wahrhaft befruchtende und befreiende Keime, und ſelbſt das in Münchengrätz übergebene Mémoire sur le

malaise actuel de l'esprit public hat ſeine Nichtbeachtung ſchwerlich dem Umſtande zu verdanken, daß die darin enthaltenen Vorſchläge nur rein polizeilicher Natur geweſen wären.

Der Menſch des neunzehnten Jahrhunderts iſt mehr als jeder andere das Product der Umſtände und ſeines Bildungsganges. Das Allgemeine hat die Herrſchaft über das Individuum, und wol nur denen, die ſich vom Allgemeinen als Dichter oder Künſtler emancipiren, möchte es möglich ſein, ſich auf der Landkarte des Lebens eigne Straßen zu zeichnen. Rehfues, dem mit der Abendröthe ſeines Lebens die Poeſie mit unwiderſtehlicher Macht ſich wieder genaht hatte, nannte jene Freiheit nicht mehr ſein, und ſo kam es, daß ſeine letzte literariſche Entwickelung dieſen Charakter des Anonymen, Zurückgezogenen, ja, einer vornehmen Discretion trug, die eine maſſenhafte Wirkung unmöglich machte. Die Parteileidenſchaft ging ſogar ſoweit, den Dichter

dem nichtbegriffenen Staatsbeamten zu opfern, eine üble Angewohnheit unſerer Kritik, die Frankreich und England nicht kennen, Frankreich, wo die politiſche Verblendung Chateaubriand's noch heute der Beurtheilung ſeiner Atala nicht geſchadet, England, wo Waverley niemals darunter gelitten hat, daß Walter Scott den Tories angehört.

Scipio Cicala iſt ein bleibendes Meiſterwerk der deutſchen Literatur. Weder Tieck (in ſeiner Vittoria Accorombona) noch Steffens (in früheren, an ſich trefflichen Arbeiten) kommt ihm gleich, — von neueren Verſuchen im Gebiet des hiſtoriſchen Romans, trotz mancher guten Leiſtung, ganz zu ſchweigen. Ich wußte nie, ob man am Scipio Cicala mehr die üppige Fülle italieniſcher Natur- und Sittenſchilderungen, die geſchmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volksſage und Geſchichte, endlich die geiſtvollen kunſtgeſchichtlichen Digreſ-

ſionen und in der Darſtellung die epiſche Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern ſoll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde ſelbſt, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der bunteſten Mannichfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere, den Preis verdient. Jedenfalls ſind alle dieſe Elemente zu einem herrlichen Ganzen verſchmolzen. Ohne Zwang ſchlüpft der Reiz des wunderbaren und nächtlich Schauerlichen durch Situationen von rein-menſchlicher, tageshelle Lebenswahrheit. Der ſchon verwöhnten Neugier des effectſuchenden Romanleſers werden, auf dem natürlichſten Wege, ebenſo viel Befriedigungen geboten, wie ſie der reflectirende Leſer findet, der ſich noch lieber an glücklich eingefugte Epiſoden und ſolche Einzelheiten hält, die den Lauf der Erzählung, wie Waſſerſchleuſen, nur darum unterbrechen, um ihn nach dem Sturze der aufgehaltenen Maſſe in deſto ſchnellere Bewegung zu

ſetzen. Daß ſich dieſer Roman, der zu ungünſtiger, aller ſelbſtändigen Poeſie nachtheiliger Zeit erſchien, allmälig doch zur Anerkennung durchgerungen hat, beweiſt die ſeither nöthig gewordene zweite Auflage.

In der „neuen Medea" begegnet man derſelben Kraft der aufgewandten poetiſchen Mittel. Daß mit ihnen nicht derſelbe harmoniſche und allſeitig befriedigende Zweck erreicht wird, wie im Scipio Cicala, liegt an dem ſpröderen Stoffe, an der mangelnden Einheit des anekdotiſchen Sujets und dem geſonderten Intereſſe, welches hier nicht einer einzigen, ſondern zwei Perſonen gewidmet iſt. Dennoch iſt auch dieſe Dichtung reich an blendenden Schönheiten. Die Naturſchilderungen ſtehen denen im Scipio Cicala an der Seite, und der pſychologiſche Blick des Autors ſcheint hier noch mehr in die Tiefe der menſchlichen Seele zu gehen, als in ſeinem mehr heitern und daſeinsfrohen Vorgänger. Das

Wunderbare, von dem ſich, wie ſchon der Titel verräth, auch in dieſem Gemälde die düſterſten Schlagſchatten vorfinden, ſteht zwar nicht in dem ſchönen Einklange mit der Tendenz des Ganzen, wie im Scipio, aber wenn es diesmal auch hätte fehlen können, ſo wirkt es doch nicht ſtörend. Wahrhaft ergreifend ſind Jaques Pierre's Abenteuer in den apuliſchen Wäldern, ſeine Begegnungen mit jener frommen chriſtlichen Gemeinde, die, ohne Zweifel ein verſprengter Reſt der überall mit Feuer und Schwert bekämpften Waldenſer, hier unter uralten Olivenſtämmen, in dunkeln Grotten und Burgentrümmern Gott nach ihrer Weiſe durch Geſang und Predigt anbetet. Es liegt auf dieſer Epiſode wie Sabbatsruhe. Sie wird jedes gefühlvolle Herz überwältigen und läßt ſich unbedingt jenem claſſiſchen Capitel des Scipio Cicala an die Seite ſtellen, wo Scipio in den Kerkern Neapels die Bekanntſchaft jenes Welt- und Gottesweiſen

macht, der hier ſeit Menſchengedenken gefangen gehalten wird, einſtmals ſelber Bücher geſchrieben hat und im Augenblick der Befreiung, wo das Auge den Lichtſchimmer kaum erträgt, wo ihm die Kenntniß und Uebung der Schriftzüge verloren gegangen iſt, ſeine eignen Bücher nicht mehr leſen kann. Auch der Schluß der neuen Medea iſt hochpoetiſch. Sie endet grauſam und doch verſöhnend; wir fahren auf vor Schmerz über das Geſchick von Perſonen, die uns ſo lieb geworden ſind, und doch hat es des Dichters Kunſt ſo zu fügen gewußt, daß uns dies Geſchick nicht empört, ſondern nothwendig, ja, beruhigend erſcheint, wie der einfache Tod ſelbſt, dem Niemand entgehen kann.

Rehfues muß in ſeinen frühern Lebensjahren viel vorgearbeitet haben, ſonſt begreift man nicht, wie er bei ſeinen Berufsgeſchäften doch für literariſche Neigungen ſoviel Zeit erübrigen konnte. Er überſetzte aus dem Spaniſchen die in vier

ſtarken Bänden erſchienenen Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Caſtillo, eine Hauptquelle für die Geſchichte des Ferdinand Cortez und die ſpaniſchen Beſitzergreifungen von Südamerika. Auch die Sorge für einen anſehnlichen Gütercomplex im Siebengebirge nahm ihn vielfach in Anſpruch, regte ihn ſogar zu ökonomiſchen Studien an und iſt unſtreitig die Veranlaſſung jenes intereſſanten Werkes: „Ueber Vermögen und Sicherheit des Beſitzes; Geſpräche zwiſchen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann", das erſt vor einem Jahre, wiederum ohne Namennennung, von dem Verſtorbenen erſchienen iſt. Man ſieht es dieſer Schrift an, daß ſie zunächſt aus perſönlichen Erfahrungen hervorgegangen ſein muß, und in dieſer äußern Veranlaſſung liegt eines ihrer Verdienſte. Wir werden hier in der Form des Geſpräches mit den ſtreitenden Gegenſätzen unſerer Zeit, ſoweit ſie ſich auf Beſitz und Erwerb beziehen, bekannt.

Der Freiherr vertritt den Grundbesitz, der Kaufmann Handel und Industrie, beide klagen den modernen Staat der Ungerechtigkeit gegen ihre Interessen an, und beide finden in der Person des Beamten einen Gegner, der es wenigstens versucht, den Staat zu vertheidigen oder die beiden streitenden Parteien durch ein höheres Drittes zu versöhnen. Ein besonders origineller Gedanke dieses Buches ist der Vorschlag des Freiherrn, die Staatsschulden auf den Grundbesitz zu vertheilen und dadurch sowol die Verzinsung derselben wie die Grundsteuer zu erleichtern, ein Vorschlag, der gewiß Beherzigung fände, wenn es nicht Thatsache wäre, daß das neunzehnte Jahrhundert überwiegend von der Stockbörse regiert wird.

Die Pensionirung des rüstigen Sechszigers erregte Aufsehen. Ob sie in den Umständen oder in seinem Wunsche lag, diese zur Beurtheilung neuerer Zustände sehr interessante Frage

zu erörtern, ist hier nicht der Ort. „Weil ich öfters zu Höherem tauglich geschienen, glaubte man mir nicht, wenn ich das otium philosophicum über Alles stellte.“ Es sind dies seine eignen Worte. Er schrieb sie mit dem heitersten Vertrauen auf eine ergiebige Zukunft, er hatte die Möglichkeit vor Augen, seine Muße nun erst recht zur Ausführung aller seiner alten Lieblingspläne auszubeuten. Den Sommer am Rhein unter seinen Obstbäumen und Weinbergen, dachte er für den Winter an Reisen, selbst nach Paris, nach Italien, das für ihn immer das Land seiner Sehnsucht, seine zweite Heimat blieb. Die Aufzeichnung seiner Erinnerungen, die Sammlung seiner zerstreuten Schriften, Beides lag ihm gleich nahe, und es steht zu hoffen, daß die nur kurze Muße, die ihm der Himmel vergönnte, für die gespannte Erwartung, mit der man dieser Thätigkeit entgegensehen durfte, nicht ganz ohne Erträgniß geblieben ist. Seine zerstreuten

Schriften, besonders die über Italien und Spanien, verdienen wol eine Erneuerung. Sie gehören größtentheils einer Periode an, deren Auffassungsweise keineswegs veraltet ist, sondern im Gegentheil recht eigentlich mit den Anschauungen von heute übereinstimmt. Wer z. B. das italienische Volksleben, die Sitten Neapels, die Handelswelt Livornos, Italien überhaupt in seinen geselligen und häuslichen Details kennen lernen will, findet, wenn er die ältern Schriften von Rehfues nachschlägt, mehr Belehrung, als er aus den neueren, vorzugsweise sich nur mit Kunsteindrücken beschäftigenden Werken über Italien entlehnen kann.

Da dem Dahingeschiedenen für die größere Hälfte seines Lebens das Recht einer freien Selbstbestimmung nicht zu Gebote stand, er vielmehr dem Mechanismus einer vielgegliederten Bureaukratie sich fügen mußte, so liegt auf dem Totaleindruck, den die Nation von ihm

empfangen hat, zur Zeit noch eine nebelhafte Unbeſtimmtheit. Dieſe wird ſich aber lichten und die Contouren eines charaktervollen Lebensgemäldes werden hervortreten. Der Geiſt unſerer Zeit wird ſich in mancher Partie dieſes Gemäldes nicht heimiſch fühlen, Meinungen und Tendenzen können ſich wie ein trennender Strom zwiſchen die Intereſſen einer ältern und das Intereſſe unſerer Zeit legen, aber der Rahmen, der ſich um das Leben dieſes geiſtvollen Mannes zog, die magiſche Gewalt, die ſein ganzes Wirken zuſammenhielt, die muß Jeden feſſeln, denn ſie entſprang dem Herzen — dem edelſten —, dem Gefühl — dem wärmſten — einem Gemüthe, das unter der Decke eines anſcheinend kühlen und verſtändigen Weſens nur um ſo inniger pulſirte. Die Literatur verlor einen geiſtvollen, die Freunde des Verſtorbenen verloren einen edlen Menſchen. Beweiſe der Herzensgüte, des innigſten Wohlwollens, Beweiſe einer Freund-

ſchaft und Menſchenliebe, die ſich in die innerſten Bedürfniſſe des Andern verſenken und raſtlos ſich mühen konnte, dieſe zu befriedigen, Beweiſe für den ſchönſten Menſchentrieb, den Trieb, ſeinen Nächſten glücklich zu machen, könnte und würde ich in reicher Zahl aus meiner eignen Erfahrung geben, wenn mein Verhältniß zu dem Verſtorbenen nicht eher eine Anomalie unſerer Tagesrichtungen ſchiene, eine Anomalie jenes ſtereotypen Parteigeiſtes, die ich hier nicht näher erläutern kann. Gäbe der Himmel, daß daß alle diejenigen, welche conſervativen Grundſätzen huldigen, ſich ſo den Blick für das Allgemeine und die unabweislichen Rechte der fortſchreitenden Geſchichte erhalten könnten, wie Rehfues, der nie Zelot war, nie ſeiner Leidenſchaft Gehör gab, ſondern das Menſchenrecht in jeder Entwickelung des Menſchengeiſtes anerkannte, mochte ſie auch ſeiner eignen Erkenntniß, ja, ſogar ſeinem eignen Intereſſe widerſprechen! Sein

Gemüth bewahrte ihn vor jeder Schroffheit. Da, wo Widerstand Pflicht wurde, litt oft sein eignes Herz mehr als das Gefühl des Gegners. Er hatte einen zu hohen Weltblick, eine zu umfassende Lebenserfahrung, als daß er sich je der Herrschaft des Kleinen hätte unterwerfen können. So bewahrte er sich die Ruhe seines Gewissens, die innere Würde seines Bewußtseins und einen unwiderstehlichen Drang nach Gerechtigkeit, der seinem sittlichen Menschen die höchste Weihe verlieh.

Möchten diese wenigen Zeilen vorläufig als ein wohlgemeinter Beitrag zu einer Charakteristik angesehen werden, die über das Leben und die Verdienste eines unserer ausgezeichnetsten Zeitgenossen von einer andern und tiefer eingeweihten Seite her nicht ausbleiben wird.

VIII.

Erinnerungen an Seydelmann.

18**

„Alles Schöne iſt ſchwer."

Eine Handvoll Erde und Ade!

Ein dumpfer Beifall, dieſe hohl auf den Sarg nachſtürzenden Erdſchollen. Der Geiſtliche, der auf dem Friedhofe in Berlin den letzten katholiſchen Segen über die leere Hülle des Künſtlers ſprach, nahm eine Handvoll Erde und warf ſie dem Unvergeßlichen nach. Die zahlloſen Leidtragenden, die die Leiche geehrt hatten, folgten dem Beiſpiele des Prieſters. Dieſer hohle, polternde Klang war des großen Schauſpielers letzter Applaus.

Der Künſtler hört ihn nicht mehr, der Beifall belohnt, ſpornt ihn nicht mehr. Hin iſt die

feine Ironie auf ſeinem denkenden Antlitz, wenn man ihn hervorrief. Seydelmann war! Iſt man jung, gewöhnt man ſich ſchwer an den Tod. Man glaubt ihn nicht, man hält es für unmöglich, daß dies Auge geſchloſſen, dieſer Mund verſtummt ſein kann. Seydelmann ſoll fehlen? Und doch, es iſt. Er iſt ausgeſtrichen. Eine Lücke, eine kurze ehrfurchtsvolle Pauſe und die Glieder rücken zuſammen. Stand hier früher einer? Die Generation nach zehn Jahren wird keine Ahnung davon haben. Seydelmann war.

Wenn bedeutende Menſchen ſterben, ſo haben ſie ein Recht, ihre Seele hienieden in die Hände ihrer Freunde zu befehlen. Dafür haben ſie mit ihnen gelebt, dafür haben ſie ihnen ihr Innerſtes gezeigt. Wie die ſcheidenden Freunde ein Recht, haben die überlebenden eine Pflicht. Sie ſollen Zeugniß ablegen von dem, der nicht mehr für ſich ſelber reden kann, ſie ſollen Vor-

urtheile widerlegen, Misverſtändniſſe berichtigen, ſie ſollen von dem, was die Welt an dem Todten beſeſſen, die innern Verbindungsfäden zeigen. Auch geht der Strom der Zeit ſo ſchnell! Die Flut verſchlingt, was geſtern noch in grüner Fülle lebte. O dieſe Zeit weiß zu abſorbiren! Es iſt ſchrecklich, wie kalt, wie bald ſie vergeſſen kann. Und nun ein Schauſpieler! Wiederholen wir keine Gemeinplätze, aber der Schauſpieler ſchreibt ſein Gedächtniß in Wüſtenſand, den der Wind verweht, in Wellengekräuſel, das von ſelbſt zerrinnt. Kein Menſch wird leichter zur Sage, als der dramatiſche Darſteller.

Und noch betrübender ſteht es um die Dauer des Seydelmann'ſchen Gedächtniſſes, wenn man bedenkt, daß ſein Talent das Unglück hatte, ſich nur in einer dramatiſchen Uebergangsperiode zu bewähren. Er hielt den hereinbrechenden Verfall der deutſchen Schauſpielkunſt eine Weile

auf. Er ſpielte größtentheils ein altes Repertoir, jene dramatiſchen Rollen-Mumien belebend, die ſich ſeit funfzig Jahren in der Theaterwelt erhalten haben. Es wurde ihm nicht zu Theil, was ich ihm vor acht Jahren in zwei Aufſätzen: Phantaſien über Seydelmann *) ſo ſehnlichſt wünſchte, die Verſchwiſterung ſeines Talentes mit einer neuen literar-hiſtoriſch bedeutend werdenden Richtung. Die von mir damals verheißene Richtung der dichtenden Talente auf die Bühne hin iſt wirklich eingetroffen, Seydelmann war ihr nicht fremd geblieben, aber das Schickſal rief ihn zu früh von Beſtrebungen ab, die in zehn Jahren ſchon andere Reſultate werden geliefert haben, als das kühle und ſcheelſüchtige Mistrauen der alten Herren und das neidiſche Schelten der productionsunfähigen jüngern jetzt

*) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, Stuttgart 1836. Erſter Theil. S. 195.

für möglich hält. Nur noch zehn Jahre hätte er leben ſollen, um wenigſtens fünf Rollen, die bis dahin geſchrieben ſein und ſich erhalten dürften, zum erſten Male geſpielt zu haben. Wir wiſſen nicht mehr, wie Garrick, Eckhoff, Schröder, Fleck ſpielten, aber wir haben Shakeſpeare, Goethe, Schiller, Schröder's und Iffland's eigne Productionen und nach dieſen erhält ſich die Vorſtellung, die Ahnung ihres Spieles. Wenn man an Seydelmann herummäkelte, ihm heute das Genie, morgen das Gemüth abſprach, ſo war zum großen Theil ſein Repertoir daran ſchuld. Sein Repertoir waren damals, als er alle Federn in Bewegung ſetzte, Rollen, die jeder ſchon ein Dutzendmal in ſeiner Jugend von andern Schauſpielern geſehen hatte und, wenn irgendwo, gilt es in der Schauſpielkunſt: Wer zuerſt kommt, mahlt am beſten. Das Geheimniß, warum in Frankreich die großen Schauſpieler nie ausſterben, liegt eben auch in dem

ewig jungen Repertoir. Seydelmann traf es unglücklich. Die Zeit von 1815 bis noch vor wenig Jahren weiß zwar von einem sehr muntern Bühnenleben, von hunderttausend Vaudevillen und einer glänzenden Opernperiode zu erzählen, aber national und literarisch wurde die deutsche Bühne nur schwach unterstützt, und so kam in die Leistungen vortrefflicher Schauspieler von selbst etwas Gemachtes, Künstliches, stubenmäßig Ausstudirtes, was man denn auch Seydelmann und überwiegend mit dem größten Unrecht vorgeworfen hat.

Ich sah Seydelmann zum ersten Male in Stuttgart vor zwölf Jahren. Ein zwanzigjähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte, verstand ich nichts von der Bühne. Ein Galeriebesucher kann nicht harmloser sein, als ich damals im Parterre saß. Es erfreute mich eben Alles. Ich weinte und lachte, wie es grade an jeder Stelle sein sollte, und die Dar-

ſteller ſelbſt floſſen mir ſo ziemlich in ein Kaliber zuſammen. Die Gewöhnung ſtumpfte freilich ab und machte den Geſchmack raffinirter. Aber doch geſteh' ich, von Seydelmann's damaligen Leiſtungen wol Eindrücke, aber keine Meinung zu haben. Ich ſah ihn meiſt in den Raupach'ſchen Stücken, die alle ſchnell hintereinander gegeben wurden, weil der jetzt verſtorbene Graf Leutrum ſeine damals noch junge Theaterintendanz mit dem Meiſterſtück begonnen hatte, bei ſeiner Anweſenheit in Berlin Raupachen ſeine ſämmtlichen Manuſcripte abzukaufen. Die Hohenſtaufen marſchirten alle im Parademarſch auf. Seydelmann kam gar nicht aus dem Hermelin und Purpur mehr heraus. Wenn ich ſage, das ewige Jambengebelfer klingt mir noch im Ohr, ſo bitt' ich um Verzeihung für dieſen Ausdruck, aber ich weiß das Echo, das ich von jenen Abenden habe, nicht anders zu bezeichen. Der Eine rief immer: „Dem Kai-

ſer gehört die Welt" — der Andere: „Dem Papſt gehört ſie zu" — und ſo ging es durch ein ganzes Winterabonnement hindurch. Außer den Hohenſtaufen ſah ich noch viele andere Stücke, aber alle von Raupach. Von einem Trauerſpiel, das einen neugriechiſchen Stoff behandelte, hab' ich noch die Vorſtellung Seydelmann's als greiſer Türk Abdallah, mit der Fackel auf dem Kirchhof ſeine Tochter ſuchend. Ykelula! Ykelula! klingt es mir noch immer im Ohr. Auch Oſſip ſah ich, eine Rolle, in der Seydelmann viel Anfechtung erdulden mußte. Wie Abdallah immer rief: Ykelula! rief Oſſip immer: Arinia! Meine Arinia! Seydelmann ſoll den Oſſip mit gebrochenem Deutſch geſprochen haben. Namhafte Schauſpieler, verſichern mich, daß er hätte weinen können, wenn man die Intention nicht verſtand, die er damit verband. Ich geſtehe, daß ich dieſe Intention auch nicht würde verſtanden haben, doch weiß ich nicht mehr, ob er wirklich

gebrochen ſprach. That ers, dann hab' ichs ſicher ganz gläubig hingenommen und es damals gewiß ſehr ſchön gefunden. Ich reflectirte nicht. Auch Till wurde geſpielt. Dazwiſchen einiges Andere und oft von der leichteſten Art, z. B. Commiſſionsrath Froſch und ſogar Hähnchen im Feſt der Handwerker, wo freilich des verſtorbenen Röſicke's Berliner al Fresco-Colorit nicht erreicht werden konnte.

Diejenigen Rollen, durch welche ich über die künſtleriſche Bedeutung Seydelmann's klarer wurde, waren der Abbé de l'Epée, der Paraſit, ganz beſonders aber Mephiſtopheles, den Seydelmann damals zuerſt auf die ſtuttgarter Bühne einführte.

Seydelmann's Abbé de l'Epée hat man ſpäter nicht empfunden nennen wollen. Mich rührte er, aber mehr weiß ich nicht davon zu ſagen. Klarer iſt mir der Paraſit. Dieſe Wiedererweckung eines von Schiller bearbeiteten fran-

zösischen Lustspiels war ein Verdienst, das sich Seydelmann speciell erwarb und von dem engern Kreis der stuttgarter Theaterfreunde sehr anerkannt wurde. Seydelmann selbst war in der Rolle des Selicour sehr ausgezeichnet. Er spielte nach der französischen Maxime: glissons, n'appuiyons pas! Einen besondern Reiz gewährte sein hier passend angebrachtes Klavierspiel, in dem Seydelmann bekanntlich eine sehr achtbare Fertigkeit besaß. Mephistopheles aber überragte Alles, was ich bisher von dem so fleißigen Künstler an Eindrücken empfangen hatte. Diese Verlebendigung der hundertmal gelesenen Worte hatt' ich mir nicht möglich gedacht und noch jetzt, wo ich viele Teufel auf der Bühne gesehen habe, bleibt mir der Seydelmann'sche der eindringlichste, weil der wesenhafteste. Interessant ist aus dem Munde des unvergeßlichen Künstlers folgende Bemerkung: „Ich habe den Mephistopheles erst verstanden,

als ich in Weimar den Herrn von Goethe sah. Diese Ironie! Dieses ungeheure satyrische Uebergewicht über die Menschen! Diese Weltverachtung! Ich stand vor ihm wie der Schüler vor Mephisto. Seitdem bildete ich mir das aus, was ich geben wollte."

Schon damals begegnet' ich dem Künstler dann und wann persönlich. Es war dies bei W. Menzel, einem Landsmanne Seydelmann's, der ohne Zweifel das erste Verdienst hatte, daß er nachdrücklicher auf ihn aufmerksam machte. Menzel widmete den einzelnen Leistungen Seydelmann's im Morgenblatte ausführliche Besprechungen, ja sattelte sogar seinen Hippogryph zu einigen Distichen, die sich in seiner „Reise nach Oesterreich" wieder abgedruckt finden. Beide Naturen hatten etwas Verwandtes und hielten sich dadurch in einem wechselseitigen Verhältnisse, das beinahe etwas ängstlich Respectvolles hatte. Im Mistrauen waren sie sich Beide

gleich, im Beherrſchen einer urſprünglich choleriſchen und nur mit Mühe niedergehaltenen heftigen Natur, mußten ſie Beide den gleichen Lebensmaximen folgen. In der gegenſeitigen Verehrung dieſer in vieler Hinſicht gleichartigen Menſchen, mochte bei aller Ehrfurcht vor einander, doch eine gewiſſe beklemmende Spannung liegen, die einen innigeren Freundſchaftsbund nicht aufkommen ließ. Auf Seydelmann's Neigung zu hiſtoriſchen Portraitirungen, waren wol W. Menzel's hiſtoriſchen Liebhabereien nicht ohne Einfluß.

Nachdem ſah ich den Verſtorbenen erſt mit dem Ende des Jahres 1834 wieder. Der Geſichtskreis für dramatiſche Beurtheilung hatte ſich erweitert, die Vergleichung der Leiſtungen von Bühnen: wie Manheim, München, Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Hamburg bot einen Maßſtab, auf welchem ſchon der Verſtand und die kühle Kritik ihre Zeichen eingekerbt hatten.

Der Genuß, den ein wahrer Künſtler bot, mußte jetzt, da ich ihn zergliedern konnte, ſich ſteigern. Erſt jetzt hob ſich mir das Spiel Seydelmann's aus ſeinen Umgebungen hervor. Ich wußte, was eine Rolle verfehlen heißt und genoß es jetzt erſt, wenn ich ſie getroffen ſah. Seydelmann's unermüdlicher Fleiß entfaltete ein Gebild nach dem andern. Mochten auch vielleicht ſeine damaligen Leiſtungen in Stuttgart mehr Reſte des unmittelbar vorhergegangenen Studiums tragen, gleichſam nicht ausgewiſchte Linealſtriche, mochte er als denkender Darſteller grade in jener Zeit die meiſten Spuren des Ateliers mit auf die Bühne bringen, ſo war es doch eine harmloſe Periode, in der er ſich gab, wie er war. Er hatte noch nicht die vernichtenden Vorwürfe von Verſtandescalcül, mangelndem Gemüthe, berechnetem Studium gehört; man hatte ſein innerſtes Künſtlerbewußtſein noch nicht untergraben und ſo war das, was er da-

mals in Stuttgart gab, unſtreitig viel friſcher, lebendiger, unternehmender, als was ich ſpäter von ihm in Berlin ſah. Er befand ſich damals in der Zeit der vollſten Mannesblüte. Was ihn im bürgerlichen Leben zwickte und zwackte, das ertrug er damals nicht mit jener rührenden Reſignation, an der er zuletzt untergegangen iſt, ſondern er lärmte und tobte ſich aus und das war gut für ſeine Natur, noch beſſer für ſeine Kunſt. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innerſten Spannung, der ſubjectivſten Elaſticität, während ſie in ſpäterer Zeit oft zu einer Objectivität herabſanken, die ganz dicht neben der Natur ſtehen mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Beſtäubtes hatte, was er in ſeinen Geſtändniſſen zu Gemüthern, die ihn verſtanden, ſelbſt einräumte. Er wies es nicht zurück, wenn man ihm ſagte: „Spielten Sie doch zuweilen Ihre Hähnchens, wie in Stuttgart, Ihre Nathans würden dadurch friſcher werden!“

Seydelmann ſtand damals auch einer mit dem Stuttgarter Hoftheater verbundenen Theaterſchule vor. Daß ſeine auf dieſe Anſtalt verwandten Bemühungen fruchtlos waren, lag an dem gänzlich bühnenunfähigen Naturell der Schwaben. Schon der unausrottbare Dialekt bot unüberſteigliche Hinderniſſe. Auch bei Concerten entzog er ſich der erbetenen Unterſtützung nicht und bildete jene Neigung zur öffentlichen Declamation aus, die ihn auch in Berlin nie verlaſſen hat.

Theaterintriguen kannt' ich damals nur dem Namen nach. Ob deren in Stuttgart ſtattfanden, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Menſchen, die ſpäter Todfeinde wurden, damals in der beſten Freundſchaft zuſammenlebten. A. Lewald, der noch ein Jahr zuvor, eben aus Paris kommend, von Seydelmann wenig hielt, war allmälig ſein leidenſchaftlicher Bewunderer geworden. Durch ein langes Theaterleben ab-

geſtumpft für theatraliſche Eindrücke, ging er nur in die Vorſtellungen, um Seydelmann in ſeinen beſten Scenen zu ſehen. Er ſammelte damals den Stoff zu einem Buche über Seydelmann, das aus wirklicher Hingebung für den Verſtorbenen geſchrieben iſt. Auch Moritz, der ſpäter die Urſache werden ſollte, daß Seydelmann Stuttgart verließ, fehlte damals dem Freundeskreiſe nicht. Jeder gab ſich noch frei und unbefangen. Noch hatte der unſelige Dämon der Zwietracht ſeine von glatten Mienen bedeckten Rückhaltsgedanken nicht ausgeſäet. Lewald, der ein Talent für ſolche Gedächtnißfixirungen hat, mag einmal dieſe Zeit beſchreiben. Er vergeſſe aber dabei weder die Pilgerfahrt zum landwirthſchaftlichen Feſte und das Mittagseſſen im cannſtädter „Ochſen", noch ſeine eignen humoriſtiſchen Kalbsbratenabende, noch die nächtlichen Pickenicks bei dem Jüngſten in dem vierblättrigen Kleeblatt, dem Referenten ſelbſt, zu dem

über eine enge Treppe drei Menſchen hinaufſtiegen, die ſpäter in ſo grimme Oppoſition gerathen ſollten. Lewald trug unterm Mantel einen rieſenhaften Kalbsbraten, Seydelmann in den Rocktaſchen Wein und Würſte, Moritz Delicateſſen, alle drei damit bepackt von ihren Frauen. Brod und Spielkarten fand die ambulante artiſtiſche Geſellſchaft bei mir — und all' die Anekdoten, Witze und hundert drolligen Einfälle, all' dies ſchallende Gelächter, alle dieſe gemüthlichen Eindrücke konnten ſich ſpäter verwiſchen, konnten wahrhaft in Pech und Schwefel aufgehen?!

Das Einzige, was Seydelmann damals für ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen vermiſſen mochte, war ein größeres und anregungsfähigeres Publicum. Die Schwaben, meiſt ſinnig und in ſich gekehrt, freuen ſich über die ſchönen Eindrücke der Bühne erſt, wenn ſie nach der Vorſtellung zu Hauſe bei ihrem Salat ſitzen. Dann

hab' ich sie oft recht entzückt und enthusiastisch gefunden. Im Theater sind sie aber mäuschenstille. Aergerliche politische Verstimmungen mochten damals noch hinzukommen, eine Anstalt, die das Land zwar unterstützt, an der aber der Hof die meiste Freude hat, nur kühl zu beurtheilen. Seydelmann nannte sein Verhältniß zum stuttgarter Publicum eine Ehe zwischen einem jungen lebensfrohen Mann und einer alten dicken Witwe, die zwar Geld gibt, aber auch dafür Liebe verlangt, die man nicht empfindet. Der Vorschlag einer reisenden Gesellschaft im größten Style, die im Interesse des classischen Dramas Deutschland durchzöge, kam damals unter uns zur Sprache. Die Schauspieler haben später über diesen Vorschlag viel gelacht und Seydelmann beschuldigt, er hätte junge, unpraktische literarische Phantasten mit solchen Chimären an der Nase herumgeführt. Warum diese böswillige Beschuldigung? Man bedenke die Zeit, wo die-

ſer Vorſchlag gemacht wurde. Vor zehn Jahren fielen Ideen dieſer Art nicht auf. Das Theater, wie es war, ermangelte einer innigeren Beziehung zu den Bedürfniſſen einer höheren Bildung. Die Jugend wußte vollends nicht, was ſie damals mit der Bühne anders machen ſollte, als ſie in der Art, wie ſie war, zu verneinen. Selbſt eine ſo praktiſche Bühnenroutine, wie die Lewald's, konnte damals auf den Gedanken gerathen, in der Weiſe der von ihm beſchriebenen Mittenwalder Paſſion (im bairiſchen Hochgebirg) große Naturtheater unter freiem Himmel vorzuſchlagen, Theater, zu welchen nicht das Publicum, ſondern ein Volk pilgern ſollte, um darauf ohne Couliſſen, aber mit coloſſaler Comparſerie dargeſtellt zu ſehen Shakeſpeare, Schiller und was ſonſt noch eigends für dieſen Zweck geſchrieben werden ſollte. Von einem Manne, der zu gleicher Zeit für die praktiſche Bühne eine Theater-Revue

(bei Cotta) eröffnete, nahm ſich das gar ſtattlich aus. Seydelmann folgte dieſen Flügen, und ſchlimm genug, wenn der Schmerz über die ihm in Berlin geſchenkte kalte Aufnahme eines Theiles der dortigen Kritik ihn ſo herabſtimmen mußte, daß er Gott und den neun Muſen dankte, wenn er hinfort nur mit ſeinen großen und kleinen Rollen fertig wurde.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen, ſo glaub' ich nicht, daß Seydelmann ſo ſehr das Bedürfniß eines neuen Repertoirs hatte oder den Wunſch nach einer Wiedergeburt unſerer dramatiſchen Literatur ausſprach, wie ſich dies wol bei andern gebildeten Schauſpielern in unſerer Zeit findet. Er ſcharrte ſich alte Rollen hervor und hauchte ihnen ein neues Leben ein. Man muß dies ganz natürlich finden bei einem Schauſpieler, der den Ehrgeiz hatte, ſich den höchſten Muſtern anzureihen. Es umgaben ihn damals in Stuttgart viel dichteriſche Talente

aber man kann ihm ſehr den Vorwurf machen, daß er Niemanden zur dramatiſchen Production anregte. Er ſehnte ſich darnach, das ganze alte Schröder'ſche und Iffland'ſche Repertoir durchzuſpielen, was bedurfte er der jüngern, noch dazu unreifen und wenigſtens damals der Bühnenanforderungen bis zur Naivetät unkundigen Literatur? In Berlin wurde das freilich anders. In Berlin, im Strom einer nimmer ruhenden dramatiſchen Bewegung, faßte ihn dieſe Bewegung wider Willen. Auch mußt' er es müde werden, ſich ewig den Vergleichungen mit Fleck und Devrient ausgeſetzt zu ſehen. Er fand, daß es für ſeinen Ruhm einträglicher ſein würde, wenn er neue Rollen creïrte, als wenn er alte neubelebte. Eine Rolle wie „Reckum" rentirte ihm mehr, als Polonius und Anderes, wobei er mit dem Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und ſo ſoll es auch ſein. Nur wer ſei-

ner Zeit ſich widmet, der gehört ihr unvergeßlich an.

In Seydelmann lebte damals über ſeine Künſtlerſchaft eine ſo ſichere Beruhigung, daß bei ihm ein Plan, den ich ihm im Jahre 1835 von Frankfurt aus vorlegte und der von der Schauſpielkunſt, als ſolcher, entfernt lag, Anklang fand. Nach einem glänzenden Gaſtſpiel auf der frankfurter Bühne kamen nämlich einige Actionaire derſelben auf den Gedanken, ihm bei einer im Werk ſtehenden Umgeſtaltung derſelben ihre Leitung zu übergeben. Auch der Titel eines Intendanten ſtand dabei in Ausſicht, wenigſtens hatte ihn Franz Grüner, an deſſen Entlaſſung gearbeitet wurde, bisher geführt. Der bekannte Liedercomponiſt, Wilhelm Speyer, Seydelmann perſönlich befreundet, verwandte ſeinen in artiſtiſchen Dingen für Frankfurt gewichtigen Einfluß, um den Künſtler zur Annahme dieſer Directionsführung zu bewegen. Man hätte der frankfur-

ter Bühne nur Glück wünſchen können. Sie würde eine Pflanzſchule bedeutender Talente geworden ſein, da ſie ſo recht in der Mitte liegt, um der lockenden Werbetrommel eines Namens, wie Seydelmann, auch ein allgemeines Echo zu geben. Dieſer Name war damals im weſtlichen Deutſchland von zauberhaftem Klang.

Ob Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzte, um ſeinen ſtuttgarter Contract zu verbeſſern, weiß ich nicht. Der Tod Ludwig Devrient's gab wol jedenfalls ſeinen Wünſchen und Plänen eine andere Richtung. Ob es ihm gleich Anfangs, ſelbſt wenn er in Berlin gefiele, Ernſt ſein mochte, in Berlin zu bleiben, bezweifle ich faſt. Es lag in ſeiner Art, ganz eigenthümliche Combinationen zu machen. Er hat ganz gewiß zwiſchen dem Gedanken gewählt: Entweder in Berlin, auf dem großen Markt, mit allen Klippen einer beendigten Carriere, oder in Stuttgart, zurückge-

zogen auf ein Terrain, das dir gehört und wo du Muße haſt, dich auf Gaſtſpiele vorzubereiten, die dich der Welt ewig jung, friſch und neu erhalten. Ich ſage nicht, daß er ſo combinirte. Ich ſage nur, daß ſeinem beſorgten und überlegten Gemüthe ſolche Combinationen ähnlich ſehen.

Endlich im Frühjahr 1835 reiſte Seydelmann zu ſeinem Probe-Gaſtſpiel nach Berlin. Er ging über Frankfurt. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich die innere Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Beſorgniß aus. Er ging einer Prüfung entgegen, die zu ſeinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwiſchendurch erhob ihn wieder ſein inneres Bewußtſein zu einem faſt gereizten Selbſtvertrauen, ſodaß man kaum wußte, ſollte man ihm die Dinge, die ſeiner in Berlin warteten, als ſchwer oder leicht vorſtellen. Bald ſah er mit nachdenklichem Ernſt und wie verloren in die bunten Bläschen einer Taſſe

Chocolade bei Georgi und hörte Alles an, was es in Berlin für ihn würde zu beobachten geben, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel und war wieder seines Sieges gewiß. In den literarisch-artistischen Kreisen Frankfurts herrschte damals noch mehr Einigkeit und gemeinsame Begeisterung als jetzt. Schnell war ein Festessen zu Ehren des Gastes veranstaltet. Der Becher kreiste. Heiterkeit belebte die Unterhaltung. Seydelmann trug einige dramatisirte Anekdoten aus dem Schauspielerleben vor und erregte namentlich durch eine Scene aus der münchner Coulissenwelt großes Gelächter. Wenn man bezweifelte, ob Seydelmann eine angeborne schauspielerische Anlage besaß, so konnten für sein ursprüngliches Talent grade diese und ähnliche Anekdoten zeugen, die er beinahe unbewußt immer im Charakter der handelnden Personen vortrug. Ein von mir ohne vorhergegangene Berechnung, in der „Blüte des Augenblicks" ge-

ſprochener Toaſt ſagte ungefähr: Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meiſterſchaft, der dort auf den Gräbern Iffland's, Fleck's und Devrient's läge, nun auch auf ſein Haupt ſetzen, ein Geleitswunſch, den mir Profeſſor Gubitz, Fleck's Schwiegerſohn, ſo übel genommen hat.

Es iſt bekannt, daß Seydelmann damals in Berlin ſich zwar die Anerkennung einer großen künſtleriſchen Bedeutung erwarb, zu gleicher Zeit aber von dem überwiegenden Theile der Kritik vielerlei Anfechtungen zu erdulden hatte. Es war nicht die Rollenauffaſſung, über die man ſtritt, ſondern ſein ganzer höherer Werth wurde in Abrede geſtellt. Man wollte alles an ihm kalt und überlegt finden. Man ſtritt ihm die höhere Weihe, vor Allem aber die Weihe des Gemüthes ab. Er überwältige nicht, hieß es, wie Devrient gethan, er wäre ein ſtudirtes Talent, kein urſprüngliches Genie. Bedenkt man

nun, daß diejenigen, welche damals an Vorwürfen dieſer Art unerſchöpflich waren, ſpäter ſeine eifrigſten Lobredner wurden, Männer von unbeſtechlicher Selbſtändigkeit, von Geiſt ſogar und langer Theatererfahrung, ſo ſollte ſich die Kritik daraus eine Lehre nehmen und dem erſten Eindruck, ob er nun günſtig oder ungünſtig, kein Vertrauen ſchenken. Noch kleinlicher war es, daß man den Künſtler die Theilnahme entgelten ließ, die er bei einer Literaturrichtung gefunden, die grade damals von Berlin aus mit Misgunſt und Leidenſchaftlichkeit verfolgt wurde. Auch das Lewald'ſche Buch erwies ſich Seydelmann eher nachtheilig als förderlich.

Seydelmann hatte ſehr zu kämpfen mit dem erſten Eindrucke ſeiner Perſönlichkeit. Das etwas volle Geſicht erlaubte kein lebendiges Mienenſpiel, die blauen Augen konnten es braunen oder ſchwarzen an bald rollendem, bald ſtechendem Ausdruck nicht gleichthun. Dem Organ

gab die Schwere der Zunge einen breiten, hohlen Klang. Es schien ihm Mühe zu machen, die Worte hervorzupressen. Bei leidenschaftlichen Stellen des Dialogs schlug die Stimme zwar nicht über, ließ aber zuweilen kreischende Töne vernehmen, welche, fast möchte man sagen, etwas Thierisches hatten. So bedurfte es denn einiger Gewöhnung, ehe man mit dem nicht günstigen ersten Eindruck fertig wurde. War man einmal an den Klang dieser Stimme gewöhnt, so bekam sie dem Ohre wohl. Man entdeckte in ihr eine Melodie, einen angenehmen Tonfall und jetzt, da der treffliche Künstler geschieden ist, bin ich gewiß, es klingt dem berliner Publicum noch immer die Seydelmann'sche Redeweise im Ohre nach, wie ein altes Lied, dessen Rhythmen uns mit wehmüthigen Jugenderinnerungen erfüllen.

Die Darstellungseigenthümlichkeit Seydelmann's stand im vollen Gegensatze zu dem, was

man ſeit dem Ueberhandnehmen der Schiller'ſchen Richtung und den Idealitätsdramen für ſchauſpieleriſche Meiſterſchaft gehalten hatte. Die Darſteller ſollten durch ihre Mittel hinreißen. Die Perſönlichkeit ſollte das Studium vergeſſen machen und nur zu oft gaben die Schauſpieler ſtatt des Studiums nur ihre Perſönlichkeit. Den höchſten Culminationspunkt dieſer ſubjectiven Darſtellungsweiſe erreichte die Kunſt durch die Art, wie ſie Ludwig Devrient trieb. Schon Fleck traf (nach Tieck) nur das, was ſeinem Naturell zuſagte und Devrient verfehlte bekanntlich Alles, was außer dieſem Naturell lag. Er hat nie mehr vermocht, als ſich in ſeinen Leiſtungen eines beſtimmten dämoniſchen Naturells zu entledigen; was über dieſe, ſeine dämoniſche Urkraft, gewöhnlich Genie genannt, hinauslag, das wußte er nicht zu bewältigen. Gegen den Reiz einer ſolchen Subjectivität etwas einwenden zu wollen, wäre thöricht. Sie hat bezaubert und

sich in unvergeßlicher Erinnerung erhalten. Aber fern sollt' es jedem Aesthetiker bleiben, sich von Erscheinungen so meteorischer Art blenden zu lassen oder gar ihre Art und Weise für die allein bedeutungsvolle auszugeben. Seydelmann bezeichnet die Reaction der Schule gegen das Naturell *). In dieser rein objectiven Bedeutung seiner Stellung hätte man ihn schon damals in Berlin anerkennen müssen.

Es geschah dies auch von der jungen philosophischen Kritik. Die Begeisterung, deren grade die wissenschaftlichen Kreise für Seydelmann fähig wurden, ging nicht aus der damals in Berlin herrschenden Sucht hervor, jede bedeutende und hervorragende Erscheinung gleich für die

*) Was Seydelmann für das Charakterfach, ist Emil Devrient für Liebhaber und jugendliche Helden. Emil Devrient's Spiel ist die poetische Verklärung des P. A. Wolf'schen Studiums.

Partei zu gewinnen, ſondern die philoſophiſche Kritik war wirklich von der Einheit, innern Gliederung, Conſequenz und objectiven Ruhe in Seydelmann's Gebilden überraſcht. Die Zahl der Künſtler, die ſich über den Geiſt ihrer Rolle, über den Gedankeninhalt ihrer Worte Rechenſchaft zu geben wiſſen, iſt ſehr klein. Es iſt noch nicht damit gethan, daß man Shakeſpeare und Goethe dem Wortſinne nach verſteht, bewundert und nach den hervorragendſten Schönheiten wiederzugeben weiß. Die Totalität einer Rolle will erfaßt und gleichſam aus dem Bewußtſein des Künſtlers reproducirt ſein. Dieſe Täuſchung gab Seydelmann. Seine Leiſtungen waren neben der urſprünglichen Virtuoſität auch Producte einer gewiſſenhaften Bildung, und dieſe Bildung, dieſe Grundlage reifer und ernſter Studien, dieſes ſichere Fundament eines ganzen Künſtlerlebens lernt man grade in dieſer Sphäre, wo ſich Routine und flackerndes

Talent ſo anſpruchsvoll bewegen, am gebührendſten ſchätzen.

Seydelmann's zweites berliner Gaſtſpiel war eine Ergänzung zu dem erſten. Hätte er vielleicht erſt ſeine ſtuttgarter Stellung behalten mögen, ſo trieb es ihn nun, ſich in Berlin ganz zu geben, keine Rolle zurückzuhalten, das Terrain ſich um jeden Preis zu erobern. Reizbarer als je mochte er in ſeine heimiſchen Verhältniſſe zurückkehren. Der Humor, mit dem er früher die beſchränkten Einſichten ſeines ſtuttgarter Intendanten *) ertragen hatte, wollte ihm nicht wiederkommen. Er witterte überall Verrath

*) Seydelmann ſagte einmal zu dieſem, dem verſtorbenen Grafen Leutrum: „Herr Graf, wiſſen Sie, daß Immermann angekommen iſt?" — „Weiß es, weiß es — antwortete der gräfliche Theatervorſtand — Immermann iſt angekommen: kann ihn aber nicht ſpielen laſſen!" Er hielt ihn für einen vacirenden Schauſpieler und verwechſelte ihn mit Jerrmann.

und Misgunſt. Eine ſeiner reizbaren Stimmungen gerieth in Widerſpruch mit der andern. Eine Menge Rückhaltsgedanken, die er früher nicht ausgeſprochen hatte, äußerte er jetzt mit ſchneidender Schärfe. Es war in ſeinem Innern eine Kriſis eingetreten, die nicht anders geheilt werden konnte, als durch den Umzug nach Berlin. Es war ihm Bedürfniß, ſich vor einem Publicum, deſſen entſcheidende Competenz ihm drückend war, vollſtändig zu entwickeln, in ſeiner ganzen Kraft, in ſeinem ganzen Werthe.

Außerhalb Berlins verbindet man mit den Abſichten, die Seydelmann nach Berlin gezogen haben, ſehr verkehrte Vorſtellungen. Man glaubt allgemein, ſein Ehrgeiz hätte nach einer Stellung getrachtet, wie ſie ehedem Iffland einnahm. Dieſe abenteuerliche Vorſtellung war Seydelmann fremd. Er dachte nicht daran, ſich durch ſolche Pläne ſeine künſtleriſche Unbefangenheit zu trüben. Auch würde ſeinem praktiſchen und weltklugen Blicke

bald ein ſolches Ziel unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unerreichbar erſchienen ſein. Iffland konnte an einer Bühne Director werden, die ſich eben erſt aus dem Zuſtand einer ſogenannten Truppe zu einem feſteren Geſellſchaftsbande vereinigte; aber wie iſt jetzt unſer Bühnenweſen organiſirt! Die oberſte Behörde iſt eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adeligen betrauen wird. Die Schauſpieler, ſind ſie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten ſich für Staatsdiener und ſind ſehr unglücklich, daß man ſie noch nicht ſtatt mit Händeklatſchen mit Orden auszeichnet. Die Vermittelung zwiſchen dem Chef und dem Perſonale bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bureaukratie, deren Rang- und Stufenweſen dem Schauſpieler jede Ausſchreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht. Die Bühne iſt in ihren Finanzen vom Hofe abhängig und es iſt bekanntlich nicht

die Sache der Höfe, wartende Wünſche, ſich zurückziehende Anliegen, ſchlummernde Bedürfniſſe zu erkennen. Seydelmann mußte ſich glücklich ſchätzen, den Beifall Friedrich Wilhelms III. zu erhalten. Drüber hinaus würden dem Könige ſeine Entwürfe närriſch, wenn nicht gar vermeſſen vorgekommen ſein. Und in der That, Seydelmann war mit ſeinem Künſtlerruhm vollkommen zufrieden. Schon die Regie wird am berliner Hoftheater für eine ſo impoſante Würde gehalten, daß er für ein ſtufenweiſes Erklimmen jener höhern Charge weder die Jahre noch die Luſt haben konnte. Die Wünſche und ſtillen Neigungen, die ſeine Bruſt verſchloß, lagen in einer ganz andern Region, als im Schauſpielhaus drei Treppen hoch, Eingang von der Charlottenſtraße.

Ich ſah Seydelmann 1840 und 1841 wieder. Wie hätt' ich ahnen mögen, daß ein ſo nahes Scheiden bevorſtand!

Das Erſtemal war er heiterer, ſtrebender und beruhigter als je. Er nahm in der Gunſt des Publicums eine Stellung ein, die keine Kritik mehr zu untergraben vermochte. Auch ſeine Gegner waren ſeine Bewunderer geworden. Das Schickſal keines neuen Dramas ſchien geſichert, wenn unter den Mitwirkenden nicht Seydelmann's Name auf dem Zettel ſtand. Graf Redern, dem ſich das Engagement dieſes Künſtlers zum Verdienſt anrechnen ließ, erkannte ihm jede nur einigermaßen ſeiner Perſönlichkeit entſprechende Rolle zu. Die Einführung des Fauſt auf die Bühne hatte Kaſſe gemacht und machte ſie täglich, ſo oft er nur angeſetzt wurde. Es war für Seydelmann eine Freude, mitten im Engagement eine ſolche Zugkraft zu üben. Die Bildung ſeines Publicums hob ihn. Es ſpornte ihn, vor berühmten Gelehrten, ſtrebenden jungen Studenten, vor Künſtlern und der Elite weiblicher Bildung zu ſpielen. Er war immer

gewiß, daß ſeine Darſtellung anregte und nur dann Widerſpruch fand, wenn ſie doch Veranlaſſung geiſtreicher Erörterung wurde. Mit Entſchloſſenheit blickte er damals dem Leben ins Auge und verſah ſich von ihm noch reicher Freude, noch der tiefſten Anregungen. Seine Rollen ſpielte er leichter als je. Die Zeit des ängſtlichen Austipfelns war vorüber. Nicht mehr wie ſonſt ſchrieb er ſich ſelbſt ſeine Rollen ab und markirte ſie ſich mit Zeichen und Linien. Er lernte raſch, wie es das wechſelnde Repertoir erforderte. Altes miſchte ſich mit Neuem, Bleibendes mit Vergänglichem. Nie war er als Darſteller ſo ſehr Virtuoſe wie damals. Er ſpielte leicht und gefällig, er ſpielte innerlich, herzlich. Den Verſtand hatte er an die Kette gelegt, er ſtörte ihn nicht mehr ſo wie früher. Nie hatte er früher dieſe Laune entwickelt, nie den Gegenpol derſelben, die Rührung, ſo wahr und ergreifend getroffen.

Dabei hielt er noch lange nicht dafür, auf der Höhe seiner Leistungen angekommen zu sein. Nicht nur, daß in seinem Rollenverzeichniß manche Figur stand, die er noch, seines Ruhmes wegen und um der leidigen Vergleichung willen, zu geben hatte, auch die Bildung eines neuen Repertoirs hatte ihm Interesse abgewonnen. Karl Blum pflegte ihm manche drollige Figur aus dem Italienischen oder Französischen zu übertragen, Raupach war noch nicht ganz verstummt, Holtei legte ihm Mancherlei ans Herz und von allen Seiten drängten sich junge Dichter an ihn heran, die ihm historische Charaktere von Noah an bis Napoleon zu schreiben versprachen. Besonnen hörte er die Analyse jedes Planes an und ermunterte zur Ausführung, wenn er wirkliches Talent sah. Mancherlei Zudringliches lag ihm freilich so zur Last, daß er nicht wußte, wie er es abschütteln sollte. Vorschläge, die sich innerhalb der Bühnenpraxis

hielten, waren ihm die liebſten. So hätt' er nichts lieber geſehen, als wenn ich ihm die Idee ausgeführt hätte, ihm einen Charakter zu ſchreiben, der mit ſeiner Stellung zur Welt Aehnlichkeit haben ſollte, einen Charakter, an dem das Schickſal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin Jemand den Ruf der Herzloſigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen ſtrafte, ein Drama, wo die Kataſtrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Mediſance verfolgten Menſchen entweder ſchauſpielartig zur rechten Zeit oder tragiſch zu ſpät rechtfertigte, ein Drama dieſer Tendenz hätte ſeinen ganzen Menſchen ergriffen, er hätte ſeine ganze Seele hineingehaucht. Stünd' ich einer Bühne ſo nahe, wie man es muß, um Gedanke und That ſchnell in Eins fließen zu laſſen, Seydelmann hätte gewiß noch von

solchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelassen.

Und Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgesteckes Ziel zu erreichen, mochte er sich eine Philosophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoistisches hatte. Das Herbste an ihm war aber keine Untugend, sondern ein Unglück, nämlich das Mistrauen. Es lag ein Flor über seinen Augen, der ihm Alles schwarz erscheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schicksals hatten diesen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menschen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernstes erstrebt, wer etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Misgunst und Gleichgültigkeit der Menschen durchsetzen will, der kann nicht Jedermann heiter ins Gesicht lachen und ein

immer fröhlicher Allerweltsfreund ſein. Unglücklicherweiſe war Seydelmann in der Lage, daß er heiter ſcheinen mußte, wo es ihm düſter zu Muthe war und daher das Unheimliche, dämoniſch Aengſtliche und moraliſch Unſichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerſpruch des angebornen und eingewurzelten, an ſich aber ſchmerzlichen Mistrauens mit den tauſend Gelegenheiten, wo er unbefangen ſcheinen und lächeln ſollte, dieſer Widerſpruch läßt ſich nicht ſo leicht wegwiſchen. War er nicht ſichtbar, ſo fühlte man ihn doch und daher die Anklage gegen Seydelmann's Herz, die ſich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte ſich gänzlich auflöſen. Dies Auge konnte weinen — weinen über ſich ſelbſt! Dieſe Hand konnte krampfhaft die unſrige faſſen und durch einen Druck ſagen, was die Zunge verſchwieg. Auch dann ſah uns der Arme noch feſt ins Ge-

ſicht, bohrte ſich tief in unſer Auge und forſchte: biſt du falſch? Und erſt wenn keine Falte in unſern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unſerm Auge die vollſte Wahrheit ſonnenhell entgegenſtralte, dann verwandelte ſich dieſer gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres, glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthuſiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten kennen, wo wir lieben und wo die Claviatur unſeres Weſens um viele Töne höher geſtimmt iſt.

Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tiſch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Geſpräch zu verplaudern. Die Sonne drückte und lag ſengend auf dem großen Dönhofplatze, an dem er wohnte. In ſeinen Zimmern hatte ers ſich ſchattig kühl gemacht. Er wohnte, obgleich verheirathet, wie

ein elegant eingerichteter Garçon. Links neben einem Empfangssaale lag ein freundliches Zimmer, das an den Wänden und in den Ecken überall die Spuren einer geschmackvollen Bildung vertieth. Die Bibliothek zeigte ältere und neuere Werke in zierlichem Einband. Ein Flügel von schönem Klang stand immer offen. Seydelmann phantasirte auf ihm zuweilen mitten im Gespräch. Dies Gespräch war das harmloseste und erheiterndste. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm gänzlich fremd. Sein sinniges und

sinnendes Wesen gab immer Gehör und wo er überzeugt war, erntete man gewiß die Anerkennung, daß er sagte: Ich will's künftig so machen. Freilich lieferte er auch oft Zeichnungen von so correcter Schönheit (z. B. Alba im Egmont), daß man nicht ein Stäubchen darin hätte entdecken mögen. Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Concurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gaben Stoff zu Besprechungen, in welchen er reich an neuen Gesichtspunkten war. Zu diesen gehörte ganz besonders Wallenstein. Auf diese Rolle, zu der ihm die Fähigkeit nur von der bornirtesten Theaterroutine abgesprochen werden konnte, hatte er ein sehnliches Verlangen. Wir waren darüber einig, daß diese Rolle meistentheils vergriffen wird. Man gibt sie im Heldentone und vergißt, daß sie vom Dichter in einer Weise gezeichnet wurde, die von den Auffassungen Alba's, Cromwell's und ähnlicher Cha-

raktere nicht sehr verschieden ist. Ich möchte sagen, man spielt den Wallenstein fett und er muß mager gespielt werden. Sternenseher und Zeichendeuter haben kein Embonpoint. Daß für ihn diese Rolle an der Kette lag, verstimmte ihn, doch hat er gegen den Darsteller, dem sie in Berlin gehörte, sich niemals gegen mich leidenschaftlich geäußert. Es war dies Rott, zu dem er in einer a priori schiefen Stellung stand, einer Stellung, zu deren Beurtheilung mir die Materialien fehlen.

Seydelmann's Collegialität hat man nicht gerühmt. Man muß aber auch hier gerecht sein. Entsprang sein Mistrauen aus der, gleichviel ob wahren oder eingebildeten Voraussetzung, viele Feinde zu haben, so glaubte er deren die meisten grade unter seinen Collegen zu finden. Und darin hat er sich nicht geirrt. Man höre die Urtheile besonders älterer Schauspieler über Seydelmann! Sie wissen nur sein Glück zu rüh-

men. Einige Federn hätten ihm einen Namen geſchrieben, in summa wär' er ein kalter Rechenmeiſter geweſen. Man muß nämlich wiſſen, wir Deutſche beſitzen eine Menge Garrick's und Talma's, die nur zu bequem ſind, von Burtehude auf Reiſen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorbeerbäume kahl zu machen. Eine leichte Inſpiration nennen dieſe Herren Genie, ſie thun ſich etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle und verdutzen ein kleines Publicum ein halbes Jahrhundert hindurch mit Rollen, die ſie mit etwas rhetoriſchem Talente dem Souffleur nachſprechen. Wo ſie den Souffleur nicht verſtanden haben, machen ſie Kunſtpauſen, legen ungewaſchene Phraſen eigner Erfindung ein oder umſchreiben den ihnen vorgeflüſterten Dialog mit einer Dreiſtigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn ſpricht. Während jüngere Talente ſich nach Seydelmann bil-

deten, verfolgten ihn dieſe unentdeckten Talma's mit geifernder Verachtung. Seydelmann wußte dies, und ſo groß, wenn auch ſtillſchweigend ſeine Achtung vor Schauſpielern war, die in andern Sphären ihm völlig ebenbürtig, z. B. Emil Devrient oder vor berühmten Komikern, ſo beſorgt und faſt beklommen er ſich nach den Fortſchritten jüngerer Talente, z. B. Th. Döring's erkundigte, ſo war er doch im Allgemeinen gegen die Schauſpielerwelt kühl und ſchloß ſich vertrauend nur an die Frauen auf der Bühne an. In Berlin zumal, wo allerdings die collegialiſchen Verhältniſſe auf einem ſehr polirten, faſt ceremoniellen und kalt noblen Fuß eingerichtet ſind, fehlte doch die innigere Verbindung mit den Uebrigen. Oft während Seydelmann ſpielte, hätte er in den Couliſſen die harte Kritik ſeiner Collegen hören können. An einer Bühne, die grade wie die berliner, für ein-

zelne Genres so viele interessante Talente darbietet, strebt eben Jeder nach Anerkennung, Jeder ist einmal beklatscht und hervorgerufen worden. Im Jahre 1841, als Seydelmann's körperliche Verstimmungen anfingen, fiel eine recht nachdrückliche Störung des collegialischen Friedens vor, eine Störung, die auf seine Gesundheit einwirkte.

In einer Vorstellung des Tell, während der Rüttiscene, wollte Seydelmann nämlich bemerkt haben, daß zwei seiner mitspielenden Collegen die darzustellende Situation parodirten. In einer Aufwallung seines so leicht gereizten Mistrauens bezog er die Scherze, die er gehört haben wollte, auf sich, oder wenn auch nicht, es hatte sich schon lange bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, es wäre nothwendig, diesen während der Scenen bei großen Ensembles, wie er behauptete, üblichen und tiefeingerissenen Possen und Plaudereien ein Ziel zu setzen. Er schrieb

an die beiden Mitglieder einen Brief, deſſen Wirkung er kaum überlegt haben mochte. Es war ein unmittelbarer Erguß ſeines Zorns, bittere Lauge voll heißender Kraftausdrücke. Seydelmann's urſprüngliches Genie zeigte ſich nie mehr, als in ſeinem Dialog, in ſeinen Briefen. Da fehlte jene Glätte ſeines Spieles gänzlich. So ſauber ſeine Handſchrift, ſo regellos, wild und voll anſchauungsreicher Originalität war ſeine Ausdrucksweiſe. Keine Curialphraſen, keine Umſchreibungen im Tone des Geſchäftsſtyles, ſondern Alles unmittelbar, kurz, ſchlagend, voll Gedanken und ungeſuchter, treffender Bilder. In dieſem Styl war auch jener Beſchwerdebrief geſchrieben. Mit dem Einen der Betheiligten erfolgte bald eine Ausſöhnung, der Andere verklagte ihn. Seydelmann, den längſt der erſte Brief (es folgten mehre) wieder reute, war ſehr niedergeſchlagen, daß man ihn wegen ſolcher im Intereſſe der Kunſt ausgebrochenen Mishelligkei-

ten vor einen bürgerlichen Gerichtshof ziehen wollte. Doch war ihm Kleinmuth fremd.

Seine Vertheidigung setzte er selbst auf, und, meines Erachtens, völlig unjuristisch. Er räumte alle Anklagen des Gegners ein, machte keinen Versuch, sich zu entschuldigen, benutzte aber die Gelegenheit, gründlich und ausführlich seinen Zorn über die von ihm gerügten Misbräuche auszuschütten. Weil ich denn doch ins Zuchthaus muß, sagte er, so will ich auch die volle Wahrheit sagen. Es lag in diesen seinen schriftlichen Gegenreden eine durchaus adelige, tüchtige Gesinnung. Doch griffen sie ihn gemüthlich an. Der ganze Handel wirkte untergrabend auf sein Inneres. Er vermißte das Künstlerische, Collegialische an dem Streite und sein Unmuth wuchs, wenn er bedachte, daß sein Gegner ein junger Darsteller seines Faches war, der sich ihm früher vertrauensvoll angeschlossen hatte. Es ist ein Kennzeichen so trübgestimmter Gemüther,

daß sie Liebe zwar nie und nirgends voraussetzen und doch unglücklich sind, wenn sie sie nicht finden.

Im Jahre 1841 fingen die augenblicklichen Störungen seiner Gesundheit an. Vorstellungen wurden aufgeschoben, und oft, wenn er sich die Kräfte nicht zutraute, plötzlich abgesagt. Sein Leiden war eigner Art. Man kann nicht sagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper seinen Sitz hatte. Hat die Obduction das Räthsel dieses Nervenflechthums gelöst? Haben die Scalpiermesser der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlösung rang? Ueber die theuersten Interessen seines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widersprachen sich im Einen und ähnelten sich im Andern. Zwei Dinge scheinen mir unerschütterlich fest zu stehen. Einmal Seydelmann's reinste Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, so zauberhaft die Schönheit

des Weibes auf ihn wirkte, er beherrſchte dieſe Regungen mit einem ſittlichen Ernſte, der noch eine Nachwirkung ſeiner erſten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war ſeine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforſcht hätte. Erſchloß ſich ſein Inneres von ſelbſt, hatte er an Freundesbruſt das Bedürfniß, ſeine innern zerriſſenen Zuſtände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, ſo verließ ihn ſelbſt dann nicht eine edle, zartfühlende Discretion. Er ſchilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die ſie ihm verurſachten: es war, man kann wol ſagen, etwas Anonymes, in das er den Freund blicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleiden war unverkennbar. Es zu zergliedern, iſt nicht an der Zeit. Man hat die ihm feindlichen Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor ge-

wiſſen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüth, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürſorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Grade in dieſem Zwieſpalt ſeines Innern, in dieſem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die ſo oft, wie er klagte, wieder die Geſtalt von Liebe und Freundſchaft annimmt, in dieſen Kämpfen lag ſein Leiden. Mag nun dies Leiden von den Nieren, Eingeweiden und dem ſonſtigen Flickwerk unſers Daſeins ausgegangen ſein, oder umgekehrt die Krankheit der Eingeweide von den Verſtimmungen der Seele, Eines bedingte jedenfalls das Andere und ſtand und fiel mit ihm. Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo ein finſterer Dämon ſich ſeiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe ſtürzen könnte, verließen ihn nicht mehr. Er konnte ſich wol im traulichen Geſpräch, beim perlenden Schaumweinglaſe,

unter vier Augen, zu einer Excentricität steigern, wo Alles in ihm glühte und alle Nerven zuckten, aber die allmälige Abspannung, bei einer Fahrt durch die schattigen Alleen des Thiergartens, warf auch wieder einen so langen Schatten von Melancholie über ihn, daß man nicht ohne die tiefste Rührung von dem ausgezeichneten und so unglücklichen Manne scheiden konnte.

Ein Beweis, wie verläumderisch jene Anklagen sind, die sein Spiel nur aus dem Verstande herleiteten, liegt in der Thatsache, daß damals auch seine dramatischen Gebilde die Krankheit seines Herzens verriethen. Sein Spiel wurde mehr als je Abdruck seiner Seele. Alle seine Rollen umflorte eine unendlich rührende Wehmuth. Die Thräne stand ihm näher als je und er hielt sie nicht zurück. Der Ton seiner Stimme war matter geworden. Man mußte sich anstrengen, ihn immer deutlich zu hören. Wenn ich oft, unklar über das, was in seinem

Innern vorging, ihm ſagen mußte: „Seydelmann, geſtern Abend wieder Mattſilber" — ſo lächelte er und ſagte: „Sie ſind die hamburger Freskomalerei gewohnt" — und doch hatten wir Beide Recht. Seydelmann ſpielte damals zum erſten Male den Schewa. Es war eine Leiſtung, die im vollſten Maße Beifall fand und Beifall verdiente. Sie war aber ſo zart angelegt, ſo ängſtlich unſcheinbar umriſſen, ſo beklemmend tonlos vorgetragen, daß ſie im Zuſchauer einen Schmerz zurückließ, der nicht blos in der Rolle lag, ſondern eben auch in Seydelmann's damaliger Tonart, in dem Moll, in welchem damals alle ſeine Leiſtungen geſetzt ſchienen.

Von einer Badereiſe hoffte Seydelmann Geneſung. Sein leidender Zuſtand nahm aber immer mehr zu. Lange Pauſen unterbrachen ſein künſtleriſches Wirken. Die Pein für einen Mann, der ſo mit ganzer Seele ſeiner Kunſt gehörte, muß fürchterlich geweſen ſein. Und dieſen Zu-

ſtand, ſollte man es glauben, hielt die auswärtige Theaterwelt — für Verſtellung. So eingewurzelt war das Vorurtheil gegen den gefeierten Künſtler! Er will ſich neu erhalten, hieß es, er ſpielt Comödie, er will ſich nicht unter Herrn von Küſtner ſtellen laſſen. Trauriges Loos, wenn man die Wahrheit ſeines Lebens durch den Tod beſiegeln muß.

Das Erſchütternde in Seydelmann's plötzlichem Heimgang lag in dem Unerwarteten, kaum Geahnten, ja auch in unſerer Beſchämung. Man hatte dieſen Schmerzen nicht glauben wollen und jetzt war der Arme das Opfer dieſer Schmerzen geworden. Und auch das Großartige ſeines Todes liegt in dieſer Beſchämung. Er war ehrlicher, als die Menſchen glaubten. Oder nennt ihr den Tod auch eine Theaterkrankheit?

Ich hätte dieſe in Traurigkeit geſchriebenen Erinnerungen lebendiger machen können durch Einflechtung von Briefen, die ich ſeit Jahren

von des Verſtorbenen Hand beſitze. Doch liegt mir theils im Augenblick nicht Alles vollſtändig vor, theils dürften die Briefe noch zu viel friſch im Andenken ſtehende Gegenſtände berühren. Seydelmann war in ſeinen Briefen kein Diplomat. Er nannte Alles bei ſeinem Namen, hielt nie etwas von ſeiner Ueberzeugung zurück und war ſo vielſeitig gebildet, ein ſo aufmerkſamer Beobachter ſeiner Zeit und beſonders ſeiner Umgebungen, daß man in ſeinen Briefen über vieles, was dem Tage angehört, die freimüthigſten Aeußerungen findet. Seydelmann's correctes Spiel ſprach ſich faſt ſchon in ſeiner Handſchrift aus, die ein Muſter von Kalligraphie ſein konnte, und ſelbſt dann, wenn er ſchnell ſchrieb, dem Auge wohlthat. Sein Styl war das baare Gegentheil dieſer Handſchrift. So flüſſig und ſymmetriſch dieſe, ſo zerriſſen und fragmentariſch jener. Seydelmann's Briefſtyl war etwas ihm ganz eigenthümlich Angehörendes. Der nächſte

Ausdruck war ihm der willkommenſte. Wo die Worte nicht genug ſagten, nahm er die Interpunktionszeichen zu Hülfe. Für den, der ihn kannte, lag in der Anwendung dieſer Zeichen eine vollſtändig ausgemalte Scene. Wollt' er den Unwillen über irgend eine Dummheit ausdrücken, ſo ſchrieb er:

„! — o! — !"

Wollte er die gänzliche Grundloſigkeit einer Sache ausdrücken, ſo ſchrieb er?

„Warum??? — ?? — ??"

Ein ſolcher Brief war eine Unterhaltung; denn die vielen Zeichen und Parentheſen zwangen, ſich mit ihm ſo zu beſchäftigen, daß man auch zwiſchen den Zeilen las. Seinen Unwillen über etwas Schlechtes drückte meiſt nur ein einfaches kurzes

„Pfui!!!"

aus. Auf weitere Erörterungen ließ er ſich ſel-

ten ein. Wo ihm etwas gleichgültig war, schrieb er:

„Bah!!“

einen Laut, den er auch im Gespräch oft kalt wie ein Franzose aussprechen konnte. Es war in dieser Ausdrucksweise nichts Gesuchtes, sondern etwas ihm Natürliches. Den Wort- und Wendungenvorrath bot die übliche Theatersprache, boten die Reminiscenzen aus tausend und einer Rolle; nur die Anwendung war bei ihm neu und eigenthümlich.

Ich bin am Ziele. Hat mein Gedächtniß sich nicht erschöpft, mein Herz hat sich ausgesprochen. Die Huldigung, die dem Künstler, die Werthschätzung, die dem Menschen gebührte, liegt in diesen Blättern selbst, die fragmentarisch schon gesagt haben, wie groß und edel der theure Todte war. „Alles Schöne ist schwer,“ hatte Seydelmann unter sein Bild geschrieben. Er wünschte, daß man diesen Spruch als eine

Ironie gegen einen Theil seiner Collegen ansehen möchte, er wollte nicht sagen, daß der Schönheit der Schweiß an der Stirne stehen müsse. Nie gab Seydelmann eine Leistung, die mit jenen Gypsabgüssen zu vergleichen gewesen wäre, an welchen sich noch die nicht abgefeilten Spuren der Dräthe, die die Form zusammenhielt, wiederfinden. Seine Schöpfungen, bei der Lampe überdacht, waren doch freie, heitere Gebilde, wenn sie vor die Menge traten. Oft auch war die Natur sein Studirzimmer. In Charlottenburg wohnend, wählte er jenen neuen, von Lenné so heiter umgestalteten Theil des Thiergartens zu seinem Atelier. An einem rauschenden Giesbach, unter hängenden Weiden, auf einer grünen Gartenbank befestigte er die Rollen, die er auch wortgetreu in seinem Gedächtnisse hatte. Er war ein Künstler in jedem Athemzuge seines Lebens. Die Ideale nur schwebten seiner ringenden Seele vor, er hörte

nicht auf, zu formen und zu gestalten. Wo er ging und stand, war seine Phantasie angeregt, es war der heiligste Ernst, in dem er für seine Kunst erglühte. Fern war ihm frivole Erholung, Kartenspiel, Gelage, gedankenlose Zerstreuung. Er geizte mit der Zeit, die ihm das Geschick so spärlich zugemessen hat. Bedurfte sein immer thätiger Geist der Abspannung, so ging er in Gesellschaften, denen er sich harmlos mittheilte, suchte das Gespräch des Gelehrten, des bildenden Künstlers, am meisten aber der Frauen, gegen welche er eine nie zudringliche, nie eitle, aber doch stets aufmerksame und heitere Galanterie entwickelte. Er lernte in solchen Augenblicken, wo er sich zu erholen schien. Nie verließ ihn jenes sinnende Lächeln, das stets auf seinen Mienen lag und ihnen diesen schalkhaften, klugen und nur von beschränkten Menschen gefürchteten Ausdruck gab. Seine Leutseligkeit, seine Gefälligkeit, die man stets in Anspruch

nehmen durfte, waren Zierden seines Charakters, die innig mit seiner Künstlerbildung zusammenhingen. Sie waren der Ausdruck jener künstlerischen Harmonie, die sein ganzes Sein durchdrang. Man hat diese über einem innern Vulkan schlummernde Seydelmann'sche Ruhe selten verstanden. Man hat sie Weltklugheit, Diplomatie genannt, man hat diese Ruhe gefürchtet, wie den stillen Wasserspiegel eines unheimlich grundlosen Sees. Mit schreiendem Unrecht! Seydelmann's Ruhe war die Frucht seiner Bildung. Es war die sittliche Beherrschung seiner Leidenschaften, die Goethe'sche, objective Klarheit eines Künstlergemüths. Der Mensch wurde der Abglanz des Künstlers.

Die Classicität der Seydelmann'schen Gebilde wird sobald nicht wieder erreicht werden. Ich will die Ueberlebenden nicht gering schätzen, manche verdienen Bewunderung, mindestens Hochachtung, einige dürften selbst Seydelmann an Ursprüng-

lichkeit des Talentes überlegen sein; allein zu seiner abgerundeten Meisterschaft, zu seiner Harmonie, Consequenz und Objectivität wird im Charakterfach sich so leicht ein Anderer nicht durchbilden können. Auch dazu muß früh der erste Grund gelegt werden. Wir haben denkende Schauspieler ohne Gefühl, fühlende ohne Gedanken. Wir haben Schauspieler, die gelehrter sind, als Seydelmann war, aber mit aller Gelehrsamkeit holen sie sich vom Himmel nicht das Naturell herab, das Seydelmann als göttliches Geschenk besaß, das Ewige, das seine zeitlichen Formen sich selber schafft, dies Künstlerische, das auch ohne Arme und Beine Künstler geworden wäre. Es ist grauenhaft, wenn man sieht, wie sich die Reihen der dramatischen Künstler lichten. Seit zehn bis zwölf Jahren schieden L. Devrient, Eßlair, Paulmann, Pauly, Vespermann, Lemm, Wolff, Schmidt, Lebrün — wo kommt Ersatz? Unser ganzer Besitz, auf

den sich in Deutschland jetzt die dramatische Muse noch verlassen kann, sind keine sechs Namen, Döring unter ihnen der Erste im Charakterfach. Und dabei nicht eine einzige Bühne, die unmittelbar unter dem Schutz eines, das höhere Schauspiel mit Opfern und leidenschaftlicher Hingebung liebenden Fürsten stünde! Nicht Eine! Hundert Vorschläge zu einer Theaterakademie. Niemand legt Hand ans Werk. Und die Bedeutung der Bühne steht höher als all' eure Museen und Walhallen, all' eure kölner Dome und Freskogemälde! Es ist traurig an sich und noch trauriger, wenn uns die hingehen, die wenigstens den Verfall der Bühne aus eignen Mitteln eine Weile noch aufhielten.

541464

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TN

~~N13982~~

[redacted] 1.12 x

H[redacted] S/F0 -